

Baltische Monatsschrift.

ENSV
Riiklik Avalik
Raamatukogu

XXXVII. Band.
4. Heft.

Inhalt.

	Seite
Mislungene Seefahrten nach Westindien. Von A. Seraphim	279
Die Werthigkeit der Sinne für Leben und Wissenschaft. Von Prof. Dr. Arthur v. Oettingen	295
Was ist Socialismus, was — Socialdemokratie. I. Von B. v. S.	309
Ein Capitel aus der baltischen Culturgeschichte. Von W.	328
Der Naturalismus in der Musik. Von G. Portig	345
Notizen. (Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands. Bd. IV. Heft 1 u. 2.). (J. G.)	356

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang
von ca. 50 Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

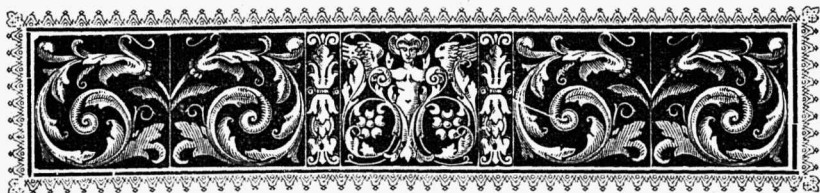
Reval, 1890.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an N. Carlberg in Riga, Marthas-
strasse Nr. 5, zu richten.



Mislungene Seefahrten nach Westindien.

Der europäische Nordosten hat sich an grossen, überseeischen Handelsbewegungen des 17. Jahrhunderts fast gar nicht betheiligt, die geographischen und politischen Verhältnisse bieten dafür die genügende Erklärung. Um so merkwürdiger, dass zu den wenigen Ausnahmen ein Fürst gehört, der keineswegs zu den mächtigeren Dynasten seiner Zeit gerechnet werden kann; Herzog Jacob von Kurland, des Grossen Kurfürsten Schwager, hat in der ersten, glücklicheren Periode seiner Regierung in Afrika und Amerika Niederlassungen gegründet und mit seiner Flotte einen nicht unbeträchtlichen Handel betrieben. Die wichtigste seiner Erwerbungen ist die westindische Insel Tabago.

Die diplomatischen Verhandlungen, welche im Hinblick auf dieselbe zwischen dem mitauer Hofe und den anderen betheiligten Mächten, Holland und England, geführt worden sind, haben in dieser Zeitschrift schon vor geraumer Zeit durch H. Sewigh auf Grund fleissiger, im Haag und in London gemachter Archivstudien eingehende Würdigung erfahren¹. Sewigh sprach damals die Hoffnung aus, dass seine Arbeit den Anstoss zu weiteren Nachforschungen in Mitau geben möge. Indessen muss es bei den grossen Lücken, welche das viel mishandelte Hauptarchiv für kurländische Geschichte gerade in Bezug auf die Kolonialthätigkeit Herzog Jacobs aufweist, sehr fraglich erscheinen, ob dasselbe für jene Verhandlungen eine wirklich reichlichere und lohnendere Ausbeute ergeben dürfte, als die grossen Archive, welche Sewigh hat benutzen können.

¹ H. Sewigh. Eine kurländische Kolonie, B. M. XXI, p. 1 ff.
Baltische Monatsschrift, Bd. XXXVII. Heft 4.

In dieser Richtung sollen sich die folgenden Blätter auch nicht bewegen. Unsere Aufgabe soll es vielmehr nur sein, über einige Versuche Herzog Jacobs zu berichten, sich mit eigenen Mitteln in den Besitz des vielumstrittenen Eilandes zu setzen. Die zu diesem Zwecke von ihm entsandten Expeditionen dürften schon der Art und Weise wegen, wie sie unternommen wurden und scheiterten, lehrreich genug sein, um genauere Mittheilungen über dieselben wohl zu rechtfertigen. Sodann zeigen sie uns, dass Herzog Jacob sich nicht allein auf diplomatische Schritte verlassen, sondern auch wirksamere Mittel angewendet hat, um in den Besitz Tabagos zu gelangen, ein Umstand, auf den bisher nicht genügend hingewiesen worden ist. Wir folgen in unserem Berichte in erster Reihe einigen noch nicht benutzten Actenstücken des mitauer herzoglichen Archivs. Was sich aus diesen, abgesehen von den erwähnten Expeditionen, zur Vermehrung unserer Kenntniss der Beziehungen Kurlands zu Tabago entnehmen lässt, soll in den folgenden Zeilen gleichfalls zur Mittheilung gelangen. Um den Zusammenhang zu wahren, wird es sich nicht vermeiden lassen, dabei auf frühere Darstellungen, soweit thunlich, zurückzugehen¹.

Herzog Jacob hatte die Insel Tabago von dem Grafen Warwick, welcher an der Spitze der englischen Kolonien in Amerika stand, käuflich erworben², freilich, ohne dass dabei in Betracht gezogen worden wäre, dass ein solcher Verkauf doch nur mit Zustimmung der englischen Regierung rechtliche Bedeutung haben können. Es gelang dem Herzoge auch, sich auf der Insel festzusetzen und auf ihr ein Fort zu erbauen, welches nach ihm benannt wurde. Das geschah vor 1654, denn als in diesem Jahre die holländischen Kaufleute Lampsins auf Tabago ebenfalls Niederlassungen zu gründen versuchten, fanden sie den besten Hafen schon besetzt und mussten sich auf die dem Jacobsfort entgegengesetzte Seite der Insel beschränken. Diese unbequemen Nachbarn zu verdrängen, gelang dem Herzoge nicht, und das ist in der Folge für ihn verhängnisvoll geworden. Zunächst freilich konnte er sich seiner

¹ Ausser Sewigh kommt noch in Betracht Prätorius: *Tabago insulae in America sitae fatum, seu brevis et succincta huius insulae descriptio*. Groningae 1727. Ein Exemplar dieses seltenen Buches im kurl. Prov.-Mus. Ferner Gebhardi *Gesch. Kurlands*. Halle 1789. Er sowie Sewigh benutzen häufig die Schrift von Prätorius.

² Die Nachricht, dass die Insel ein Pathengeschenk Jacobs I. von England an den Herzog Jacob sei, sollte aus den Compendien schwinden, sie findet sich noch bei Arbusow, *Grundriss* p. 162.

Niederlassung unangefochten erfreuen, aber in dem für Kurland so unheilvollen Jahre 1658, welches dem Herzog Jacob den zeitweiligen Verlust von Thron und Freiheit brachte, ging auch Tabago verloren, jene holländischen Nachbarn bemächtigten sich mit List des kurländischen Forts.

Als dieses Ereignis dann später Gegenstand eifriger diplomatischer Verhandlungen wurde, gingen die Angaben der Lampsins und des Herzogs von Kurland über den genaueren Hergang desselben weit aus einander. Die Ersteren stellten die Sache so dar, als ob die kurländischen Soldaten sich meist verlaufen hätten, worauf dem Commandanten des Forts nichts übrig geblieben sei, als die Holländer um die Ueberfahrt nach Europa zu bitten und ihnen die Rechte des Herzogs von Kurland abzutreten. Auch sei das Inventar der im Fort befindlichen Sachen aufgenommen worden, damit aus dem Erlöse die Ueberfahrtskosten gedeckt und, falls nöthig, das Fehlende ergänzt werden möge. Ganz anders klingt die kurländische Relation: die Lampsins hätten den kurländischen Söldnern vorgespiegelt, dass der Herzog Jacob niemals mehr in den Besitz seines Landes gelangen werde, und sie dadurch zu einer Meuterei bewogen. Die Soldaten hätten dann den Commandanten gezwungen, mit den Holländern einen Vertrag zu schliessen, durch welchen die Insel diesen in der That überlassen worden wäre. Die Inventaraufnahme habe nur den Zweck gehabt, dass der Herzog später eventuell wisse, was er als sein Eigenthum zu reclamiren habe. Schon Sewigh hat der kurländischen Relation den Vorzug der grösseren Wahrscheinlichkeit zugesprochen¹. Wir gehen auf diese Frage genauer ein, weil ein uns jetzt vorliegendes Schriftstück auf sie neues Licht wirft. Als nämlich im Jahre 1668 der kurländische Capitän Waltmann in des Herzogs Auftrage sich Tabagos bemächtigen wollte, wurde ihm von den Holländern die Landung verweigert unter der Angabe, sie hätten die Insel von dem kurländischen Commandanten gekauft. Waltmann meldete das dem Herzoge, dessen Antwortschreiben sich erhalten hat². Es lautet:

¹ Sewigh, l. c. p. 13.

² Dieses Schriftstück befindet sich in einem Actenconvolut, welches *rudera* von Papieren enthält, die sich auf den Process gegen den Schiffer Moritz Castens beziehen. Auf diese Acte hat aufmerksam gemacht Dr. Th. Schieman K. S.-B. (Sitzungsberichte der kurl. Ges.) 1881, p. 10, dessen Angabe nur in sofern zurechtzustellen ist, als der Process gegen Castens sich nur mit Tabago, nicht aber mit den herzoglichen Besitzungen am Gambia beschäftigt.

« Was ihr in eurem Schreiben gedenket, dass Euch die Leute auf Tabago Bericht, dass sie das Land nebst der Fortresse und alles, was ihnen inventirt worden, von unseren Leuten erkaufft und desswegen 300 RTh. an sie erleget, welches eine geringe Summa ist ein gantzes Landt nebst aller einrichtung davor zu kaufen, darauss kann ein Jeder vernünftiger bestermassen urtheilen, dass es in dem nicht sein kann; dass sie aber mit List daran gerathen, ist aus folgender Bewandtnis Zu ersehen; wie sie sich im Anfange zu Mollins Zeiten daselbst als frey Leuthe unter unss gesetzt und wir durch der Schweden Einfall auss unsserem Lande entführt gewesen, unseren Leuten weiss gemacht, dass wir nimmer in unser landt kommen, sie auch ihre gagie quiet gehen würden, da sich denn dessfallss eine Rebellion entsponnen, dass einige Eidtbrichige und verräther die anderen gemeinen Leute an sich gezogen, die Offzierer gefänglich gehalten undt dahin gezwungen, Weillen die Rebeller alss Christoph Keiserling und Christian Tiessen sonderss noch eigen jeder 100 Rthl. davor gegeben und wie sie die Offzир nur aus der Fortresse gereumbt, so haben sie mit der Gemeine auch leicht rathen können, also einen nach dem anderen aus dem Lande geschafft und nach ihrem Belieben Hauss gehalten, da doch unseren Leuten an keine Lebensmittel gemangeltd und Zu der Zeit bei 100 Thonnen Mehl gehabt, dessfalls haben sie auch nicht gefeuert, weillen sie gesehen, dass ihnen kein Lebensmittel gebracht, sondern sich desto eifriger haben lassen angelegen sein, die gewesene Leuthe zur Rebellion zu reitzen. Dergestalt haben sie sich daselbst eingestelt und, ein solchen Kauff, der nicht billig weder vor Gott noch ehrlichen ist, getroffen. Dat. Mitav. d. 6 July 1669. Es hat ihm auch niemand Vollmacht gegeben, weder in unserem Abwesendt noch anwesendt mit einem oder dem andern Unterhandlung zu treiben, dass sie dies gethan, haben sie wie Rebeller und Ver räther gethan und wird von Niemand auch gebilligt werden. Jacobus mpp. Wir haben bis dato nicht erforschen können, wo der Christoph Keyserling und Christoph Tiessen sey, wollet Euch dessen mit Fleiss erkundigen.»

Wir können diesem Schreiben mancherlei entnehmen. Wie man sieht, haben die Holländer im Jahre 1668 Waltmann gegenüber behauptet, die Insel für 300 Th. von den Kurländern gekaufft zu haben; bei den mehrere Jahre später geführten Verhandlungen ist davon nicht mehr die Rede, wie wir schon oben berichtet haben.

Man hat den Eindruck, als ob die Mittheilungen der Lampsins von Fall zu Fall ersonnen sind, und wird sie wol auf sich beruhen lassen können.

Sehr dunkel und schwer verständlich erscheinen des Herzogs Aeusserungen über die genaueren Umstände des Verrathes seiner Leute. Späterhin ist stets von kurländischer Seite behauptet worden, dass der Befehlshaber der herzoglichen Söldner, Chr. Keyserling, von diesen zu einem Vertrage mit den Holländern gezwungen worden sei. Aus dem Briefe des Herzogs aber gewinnt man die Meinung, dass dieser sagen will, Keyserling und Tiessen selbst hätten mit den Holländern conspirirt. Denn wenn er schreibt, «die Rebeller, alss Chr. K. und Chr. T.» hätten noch jeder 100 Th. «davor» gegeben, so soll doch wol damit gesagt sein, dass sie das Geld hergegeben hätten, um die Soldaten sich geneigt zu machen. Herzog Jacob scheint der Meinung zu sein, dass die genannten Persönlichkeiten, von der Aussichtslosigkeit ihrer Lage überzeugt, im Einverständnis mit den Lampsins die Soldaten durch Geldspenden bewogen haben, die widerstrebenden anderen Offiziere gefangen zu nehmen und sich ganz ihren Massnahmen zu fügen. Damit würde die Bezeichnung als Verräther nicht minder stimmen, als die Thatsache, dass Keyserling und Tiessen 10 Jahre nichts von sich hatten hören lassen, wie uns des Herzogs Aufforderung an Waltmann zeigt, nach ihnen sich zu erkundigen. Bei dem Mangel an Interpunction freilich und der verschwommenen Ausdrucksweise des herzoglichen Schreibens kann mit absoluter Sicherheit diese Auffassung nicht vertreten werden. Ist sie richtig, so hat Herzog Jacob später seine Ansicht geändert oder doch fallen gelassen, da, wie gesagt, später die Commandanten in einem weniger zweideutigen Lichte erscheinen. Als das Wesentliche in den Ausführungen unseres Schreibens erscheint aber die auch später wiederkehrende Behauptung, dass ein solcher Kauf, selbst wenn er stattgefunden habe, doch keine rechtliche Bedeutung beanspruchen könne, weil der Herzog nie seine Erlaubnis dazu ertheilt habe. Jedenfalls blieb das Fort zunächst verloren, obwol der rastlos thätige Herzog fortdauernd Versuche machte, auf diplomatischem Wege in den Besitz Tabagos zu gelangen. England hielt es schliesslich für geboten, sich des Herzogs anzunehmen, und König Carl II. schloss mit diesem am 17. Nov. 1664 einen Vertrag ab, durch den der Herzog Jacob seine Besitzung am Gambia an England abtrat, dieses dagegen ihm Tabago verlieh. Damit erhielten die

kurländischen Ansprüche einen gewissen Rechtsboden. Trotzdem hören wir nichts von einer Besitzergreifung Tabagos durch die Kurländer, und das wird verständlich, wenn wir uns kurz vergegenwärtigen, was sich auf der Insel selbst nach dem Jahre 1658 ereignete¹.

Die Lampsins hatten sich in der Meinung, dass die Generalstaaten sie in ihrem Besitze nicht genügend schützen würden, an Ludwig XIV. gewandt, der denn auch die Insel zu einer französischen Baronie und Cornelius Lampsins zum Baron von Tabago erhob. Als dann i. J. 1665 zwischen England und Holland jener Krieg ausbrach, in dem die holländischen Seehelden de Ruyter und Tromp der jungen Flotte frische Lorbeeren erwarben, bemächtigten sich bald darauf englische Freibeuter der Insel und vernichteten die Niederlassung der Lampsins. Aber schon bald verloren sie ihren Raub wieder an die mit Holland alliirten Franzosen, und die französische Regierung ordnete auf Ansuchen der Generalstaaten die Abtretung der Insel an die Holländer an. Während dieser Wirren hatte Herzog Jacob wenig zu hoffen. Auch der Friede zu Breda (1667), der jenen Krieg beendete, brachte ihm keine Vortheile, alle seine Proteste und Bitten fanden taube Ohren, und die Lampsins konnten wieder ruhig daran gehen, ihre Niederlassung neu zu gründen.

Unter diesen Umständen ist im Jahre 1668 in Mitau der Plan entstanden, neben den diplomatischen Schritten auch den Versuch zu machen, sich mit eigenen Mitteln Tabagos zu bemächtigen. Auf der zu diesem Behufe unternommenen Expedition commandirte der Capitän Moritz Castens das kurländische Schiff, den Islandfahrer. Er wurde später nach dem Mislingen der Unternehmung vom Herzoge peinlich belangt, und die sich darauf beziehenden, zum Theil erhaltenen Processacten ermöglichen es, uns über Ziele und Ausführung dieses Unternehmens ein meist ziemlich deutliches Bild zu machen².

Was nun zunächst im Einzelnen den Zweck und die Aufgabe

¹ Sewigh l. c. p. 20 ff.

² cf. Sewigh, l. c. p. 13. Da die Namensformen Carsten, Carstensen, Carstens neben Castens erscheinen, so habe ich diejenige in den Text aufgenommen, welche uns in des Betr. eigener Unterschrift entgegentritt. Castens stand übrigens, wie sein Diensteid zeigt, seit dem 5. Sept. 1660 im Dienste Herzog Jacobs. Das Datum dieses Eides ist charakteristisch: kaum 2 Monate nach der Rückkehr aus schwedischer Gefangenschaft nimmt der rührige Fürst schon seine Handelspläne wieder auf und zu dem Behufe Leute in seine Dienste.

der Expedition anlangt, so belehren uns darüber ein Memorial des Herzogs für den Capt. Castens und eine für denselben bestimmte Instruction, beide Papiere¹ vielleicht Concepte Herzog Jacobs. In dieser Instruction wird Castens beauftragt, zunächst mit seinem Schiffe von Windau «nach dem Sund» zu fahren. Hier soll er sein Schiffsvolk einnehmen, dasselbe vereidigen und die Gage zweier Monate vorausbezahlen. Mit dem Capt. Hans Girgen Waltmann, dem die Führung der «Landvölker», also der eigentlichen Söldner, anvertraut wurde, soll er in Dänemark 40 Mann, die auf Tabago dauernd als Besatzung zu bleiben bestimmt waren, anwerben und sich dann ungesäumt nach dem westindischen Eilande aufmachen. Dringend wird ihm gerathen, auf der Reise «unter keine fremden Forten zu sitzen», überhaupt grösstmögliche Vorsicht fremden Mächten gegenüber zu beobachten. In Tabago angelangt, soll er Waltmann und dessen Söldner aussetzen und dann nach Barbados fahren, um die mitgenommenen Waaren, besonders den Branntwein gegen Toback, Zucker, Indigo, Ingwer u. dgl. zu verhandeln. Um auch die Rückfahrt nutzbar zu machen, wird ihm noch angesagt, das Fahrzeug als Frachtschiff von Barbados nach Dänemark zu verdingen. Schulden zu contrahiren, wird ihm streng verboten. Aehnlich spricht sich auch das erwähnte Memorial aus, welches folgendermassen schliesst: «Zur Nachricht wirdt ihm hierbey gemeldet, dass Ihr Königl. Maj. in Englandt gnädigst gegönt, unssern Schiffe sowoll in die Caribis als an die Kiste von Affrica zu handeln, dagegen soll von allen wahren drey voms Hundert [sollen] abgetragen und erlegt werden, so er mit Fleiss in acht nehmen soll. Von Barbados soll er durch eine Schlupe dem Capitain Waltmann ein stick drey Kühe, einen Bollen und welche Kalben senden, damit sie in die ahrt kommen mögen.»

Diese Schriftstücke sind nicht ohne Interesse. Schon auf die damalige Art des Handels deuten sie hin: es ist zum grossen Theile Tauschhandel, den Herzog Jacob in jenen fernen Gewässern treibt. Wir sehen ferner, wie er auch die Viehzucht im Auge hat und darauf zielende Anordnungen trifft. Collisionen mit anderen Staaten will er ängstlich vermieden wissen, jede Höflichkeit soll ihnen zu Theil werden. «Vor alle Könige und Republiken soll er streichen, damit durch das Mittel keine ungelegenheit entstehe.» Auffallend ist die im Memorial enthaltene Weisung, an England 3 pCt. der Einnahmen vom westindischen Handel zu entrichten. In dem schon

¹ Beide Schriftstücke d. d. 3. Sept. 1668.

oben genannten Verträge zwischen Carl II. und Herzog Jacob (vom 17. Nov. 1664) findet sich keine darauf gehende Bestimmung, sondern ist nur von einer vom Handel in Guinea zu zählenden Abgabe die Rede¹. Sewigh, der doch gute Quellen benutzte, berichtet auch nichts von einer etwaigen späteren Ergänzung dieses Vertrages, und ich habe in Mitau auch dafür keine Anhaltspunkte gefunden. Es darf ein Versehen Herzog Jacobs doch nicht angenommen werden. Es liegt hier also eine Lücke unserer Kenntnis vor, die zunächst unausgefüllt bleibt. Hat Herzog Jacob nach 1664 noch ein Abkommen getroffen, das ihn zu einer Steuer auch vom westindischen Handel verpflichtete? Oder will er mehr leisten, als er muss, um dem mächtigen Staate sich im besten Lichte zu zeigen? Die letztere Annahme muss doch als sehr unwahrscheinlich gelten.

Hauptzweck der Expedition ist aber, auf Tabago festen Fuss zu fassen und eine Besatzung zurückzulassen. Wusste Herzog Jacob, als er jene entsandte, dass die Lampsins auf Tabago wieder sich festgesetzt hatten? Wenn man hier eine sichere Entscheidung nur schwer wird treffen können, so ist man doch geneigt, nach der obigen Instruction anzunehmen, dass der Herzog des Glaubens gewesen ist, die Insel sei im Augenblicke nicht occupirt. Es ist dort nämlich nie von irgend welchen Schwierigkeiten die Rede, welche sich einer Besetzung Tabagos entgegenstellen könnten. Auch ist die Zahl von 40 Söldnern etwas zu gering, als dass man annehmen möchte, der Herzog habe auf Widerstand gerechnet. Liegt die Sache so, so wird man das sorglose Verfahren der Führer der Unternehmung sich eher erklären können.

Diese Expedition ist dem Herzoge gründlich mislungen. Die führenden Persönlichkeiten, der Schiffscapitän Moritz Castens und der Söldnerführer Capt. Waltmann haben während der Reise in steter Rivalität und beständigem Hader gelebt, wie sie zwischen Söldnern und Schiffsbemannung nicht selten vorzukommen pflegte, und dieser Umstand ist von wesentlichem Einflusse auf das Scheitern des Unternehmens geworden. Bei dem später gegen Castens angestregten Prozesse versuchen er und Waltmann sich gegenseitig alle Schuld beizumessen, da aber beide stets zu Eiden bereit sind und sich auf nicht mehr zu beschaffende Zeugen mit Vorliebe

¹ tria per Centum pro theloneis sive Custumis omnium bonorum et mercimoniorum in specie tam, quae importari contigerit in portas Majestatis suae in Guinea, quam quae inde exportabuntur &c. Der Text vollständig in Ziegenhorn, Kurl. Staatsrecht Beil. 195.

berufen, so ist es schwer, sich ein klares Bild zu machen. Wahrscheinlich liegt die Schuld wohl auf beiden Seiten.

In Dänemark sollte, wie wir sahen, die Mannschaft angeworben werden. Indessen war die dort wirklich geworbene Söldnerschaar viel geringer, als der Herzog bestimmt hatte, und das trug nach Auffassung beider Führer die Hauptschuld am Mislingen der Expedition. Wessen Nachlässigkeit dieses und den unnöthigen Aufenthalt in Kopenhagen und Helsingör verursacht hat, lässt sich nicht feststellen. Schon am letztgenannten Orte beginnen die Desertionen, von denen wir noch mehrfache Beispiele berichten könnten, schon in England müssen die Lücken durch Neugeworbene gefüllt werden. Die Disciplin ist auch sonst eine sehr fragwürdige, man erfährt auch von solchen Prügeleien, bei denen Waltmann und Castens als der leidende Theil erscheinen. Auf kurländischen Schiffen sind übrigens Meutereien nicht selten vorgekommen, ein Schiffsjournal¹ aus jener Zeit berichtet uns vielfach von solchen «Rebellionen», als deren Ursache die verschiedenartigsten Dinge erscheinen; einmal wird als solche angegeben, «dass sie kein Butter hatten auf ihr essen zu thun und kriegten so wenig, dass Sie Sich keine Maltzeit Satessen könnten.»

Von der Insel Wight segelt der «Islandfahrer» schliesslich seinem Ziele zu. Ueber die Einzelheiten des dort gemachten Landungsversuches gehen die Aussagen Waltmanns und Castens' beträchtlich aus einander. Hören wir nun, wie der Erstere die Sache darstellt. «Nachdem sie nun das Land Tabago ansichtig worden, haben sie den Abriss des Landes beobachtet, da denn der Unterstirmann berichtet und gewiesen, dass der Pfordt ihnen gegenüberwehre, Capitain Moritz solches nicht annehmen wollen, sondern mit unnützen Worten ihn angefahren und umb ein gross Riff gesegelt, da sie Feuer gesehen, daher Sie vermuthet, das Leute daselbst vorhanden (sein) müssen und darauf Anker geworfen. — Darauf ist Waltmann vom Schiffscapitain commandirt worden, dahin auszusetzen und zu recongnosciren, was darselbst für Leute wehren, ist auch vom Schiffscapitain beordert worden, so es möglich, einige Personen mit an Bort zu bringen, welcher order Waltmann pariren müssen und laut Befehl drey Personen mitgebracht, alss 2 Engländer und einen Holländer, welche denn ihnen angezeigt, dass sie das Revier verfehlet und ihnen den Weg gezeuget, da dann

¹ Im H. Arch. in Mitau.

wir alsobaldt dass anker lichten wollen, welche aber zu allem Unglück zerbrochen.» Sie segeln zwar wieder nach dem kurländischen Fort zurück, müssen aber bald ihre Fahrt einstellen, «massen in der Nacht zu segeln gefährlich». Als sie am folgenden Mittage am Jacobsfort anlangen, wird Waltmann mit etlichen Soldaten ans Land gesetzt und trifft Anstalten, sich dort einzurichten. Bald darauf aber ruft ihn Castens an Bord zurück, da er das Boot, das jene ans Ufer gebracht, nöthig habe. «Welcher Order Waltmann pariret und wieder an Borth kommen. Da dann nicht zwei Stunden darnach die Holländer mit ihrer Manschaft in die Porte gerücket, die Flagge ausgestecket und solche besetzt. Alss solches geschehen, haben sie hierauf die Losung geschossen, auch uns zu verstehen gegeben, dass wir ankommen und uns bei sie anwerben sollten, darauf wir geantwortet, weil unser Both nicht vorhanden, sie sich gedulden solten biss Morgen des Tages; alss der Morgende Tag gekommen, ruffen sie uns wieder zu; da denn das Both noch nicht Vorhanden gewessen, Wodurch Versäumnis zu verhütten, Waltmann entlich genöthiget worden, sich auf ein Floss zu setzen und mit lebensgefah zu ihnen herüberschwimmen.» «Wie nun Waltmann mit dem Commandanten geredet, habe Er geantwortet, dass er nichts geständig wehre, denn das Land vor 300 Stück Th — — — ihnen verkauffet worden.» «Er, Waltmann sey beim Commandanten 3 Tage gewesen und weil der Moritz Castens länger nicht warten wollen, haben sie sich zurückmachen müssen. Ist also der ganze Schaden, so hierdurch entstanden, einzige allein des Capitains Halsstarrigkeit und seiner Versäumniss zuzuschreiben.» Man erfährt ferner, dass Castens mit dem Gedanken umgegangen ist, während Waltmann auf dem Lande war, einfach ohne ihn davonzusegeln, «wider welche böse Meinung sich noch die Völker interponiret».

Castens' Darstellung dieser Ereignisse klingt ganz anders. Dass der Islandfahrer an der Jacobsbay vorübergefahren, obgleich der Steuermann sie richtig erkannt habe, stellt er in Abrede; dieser sei niemals in Westindien gewesen und habe in Folge dessen eine solche Localkenntnis gar nicht besitzen können. Weiter erzählt er, es hätte, als sie zum Jacobsfort zurückgesegelt seien, weder Waltmann noch sein Sergeant irgend welche Vorbereitungen zur Landung der Soldaten getroffen. Am Fort angelangt, sei er, der Corporal, und einer jener an Bord gebrachten Leute, ein Holländer, ans Land gefahren. Dort habe er Vögel geschossen, aber an das Landen

seiner Soldaten gar nicht gedacht. Nach drei nutzlos verbrachten Stunden sei er an Bord zurückgekehrt, aber ohne jenen Holländer und habe erklärt, an jenem Tage nicht mehr landen zu wollen. «Nachdem aber das Bort 2 stund von Bort nach dem Anker gewesen, sein die Hollender angekommen mit 3 Rott, worunter obgedachter Hollender war, so Waltmann an landt mitgenommen und solches verspührt haben muss; hette er an landt gewolt, könnte er die 5 Stunden, ehe die Hollender ankommen, viel verrichtet haben, denn ich ihm von meinen Botsleuten Zu Hülf, die bei ihm auch bleiben solten versprach, dass ich desswegen in geringsten keine Schuld, sondern durch Capt. Waltmann der hierauss entstandener Schaden geschehen ist. Ich (sc. habe) in den dreyen Tagen, als er bey den hollendischen Commendanten war, ihm gewartet; als er nun mit dem Burg-Meister an bort wieder gekommen und mir vorgebracht, wie er mit dem Commendanten contrahiret, dass er mit 12 Muschetten, etliche Schuss Pulver und Proviand unter die Hollender bleiben soll, habe ich solches nicht gewilliget, den als ich den Serganten gefraget, ob er auch unter die Hollender bleiben wolle, mir zur andtwort geben, nein; Captein Waltmann den Serganten nochmals anbefohlen, die Soldaten zu fragen, wer lust und Liebe darzubleiben, wonicht, wolle er sie nicht mehr als die Kost biss nach Kopenhagen geben, wie solches der Sergant aussagen wird; wo wir denn, nachdem Waltmann ihm mit Brantwein verehret, Stücke gelösset, an landt dem Burgmeister gesetzt und unss nach Brabados begeben.»

Man sieht, wie die Angaben der Nächstbetheiligten divergiren. Durch wen die Holländer vom Eintreffen der Kurländer am Jacobsfort benachrichtigt worden, muss dahingestellt bleiben, sei es nun das französische Weib, sei es der von Waltmann ans Land gebrachte Holländer. Warum ferner die Landung der Soldaten unterblieb, so lange sie noch möglich war, wird sich aus den widerspruchsvollen Berichten mit Sicherheit nicht ersehen lassen. Als erst die Holländer «mit 3 Rott» eintrafen, war es für die, wie bemerkt, viel zu geringe Anzahl der kurländischen Söldner nicht möglich, einen Kampf mit jenen aufzunehmen. — Jedenfalls war damit die Unternehmung misglückt und dem Islandfahrer blieb nur noch die andere Aufgabe zu erledigen, den Branntwein in Waaren umzusetzen und mit Fracht heimzusegeln. In Barbados stellt sich nun heraus, dass in den Fässern grosse Löcher sich befinden und der Brantwein «ausgepompert» ist. Auf der Rückreise kommt es

in Norwegen wieder zu einer Meuterei, Castens will das Schiff einfach verlassen, ja in Copenhagen scheint er sich mit dem Gedanken getragen zu haben, das Schiff zu verkaufen, doch ist es zu diesen Dingen schliesslich nicht gekommen.

So hatte die Expedition nichts genützt, dagegen grosse Unkosten verursacht, Sold und Verpflegungsgelder waren umsonst verausgabt worden¹.

Unter diesen Umständen muss man des Herzogs Unternehmungsgeist anerkennen, wenn man noch von mehrfachen Versuchen desselben, Tabago zu occupiren, erfährt. So weit sie in die 70er Jahre des 17. Jahrhunderts fallen, sind sie gleich der oben berichteten erfolglos geblieben, ja die Schiffe sind an ihren Bestimmungsort gar nicht gelangt. Das Wenige, was sich darüber, theils aus zerstreuten, schon gedruckten Notizen, theils aus bisher unbenutzten Actenstücken ermitteln liess, mag hier mitgetheilt werden. Dabei ist es natürlich keineswegs ausgeschlossen, dass ausser den uns bekannt gewordenen Unternehmungen nach Tabago noch andere ebenfalls erfolglose stattgefunden haben. Das kann bei der Beschaffenheit unserer Quellen nicht auffallen.

Die nächste uns bekannte Expedition fällt in das Jahr 1670, in welchem der Herzog von der Erfolglosigkeit der diplomatischen Schritte ziemlich überzeugt sein konnte². Das kurländische Schiff «Möve» verliess am 27. Dec. 1670 Kurland, um in England Soldaten aufzunehmen, welche zur Besatzung des Jacobsforts nach Tabago bestimmt waren. Nach längerem Aufenthalte in Newcastle gelangte das Schiff, durch Stürme verschlagen, an die Küste von Granada und wurde hier von französischen Kriegsschiffen gekapert. Eifrige Bitten und Proteste vermochten die französische Regierung nicht zur Rückgabe des Schiffes oder zum Schadenersatze zu bewegen.

Wieder schien sich eine günstige Gelegenheit zur Besitznahme

¹ Es sei gestattet, etwas über die Verpflegung der Matrosen und Soldner mitzutheilen. Der oben genannten Instruction für Castens ist ein Verzeichnis der jenen wöchentlich zu verabfolgenden Nahrung beigelegt. Danach soll ein jeder wöchentlich erhalten: 3 Pfd. gesalzen Fleisch, ¹/₂ Pfd. Speck oder in dessen Mangel Pekelfleisch, 1 Pfd. Stockfisch, ³/₄ Pfd. Butter, 5 Pfd. hardt Brod, 2 Mass Brantwein, eine Flachkanne Griz, 1 flachkanne erbsen, ausserdem täglich eine Flachkanne Bier oder Wasser. Leider ist unsere Kenntniss der Preise der Lebensmittel in Kurland zu damaliger Zeit eine sehr ungenaue, man ist auf gelegentliche Notizen angewiesen. 1. J. 1623 kostete eine Tonne Bier 30 Mark, 1701 ein Fass Brandtwein 20 Rth. &c. K. S.-B. 1888, p. 37, 79.

² K. S.-B. 1861, p. 116.

von Tabago zu bieten, nachdem die Lampsins 1673 wiederum durch Engländer aus der Insel vertrieben worden waren¹. Jedenfalls entsandte der Herzog Jacob 1675 abermals einige Fahrzeuge zu jenem Zwecke. Wir konnten die Thatsache einer solchen Expedition schon bisher einem Briefe entnehmen, den Herzog Jacob an seinen ältesten Sohn, den späteren Herzog Friedrich Casimir, am 18. Febr. 1676 geschrieben hat, und welcher vor einigen Jahren veröffentlicht ist². Dieses Schreiben findet jetzt seine willkommene Ergänzung durch eine Acte, welche den Process des Herzogs gegen den Obersten Joh. Christian von der Heyde enthält³. Herzog Jacob hatte diesem Heyde, der schon früher als holländischer Beamter in Ostindien gewesen war und sich somit zu einer derartigen Verwendung zu empfehlen schien, den Befehl über die Schiffe «Einhorn» und «Isländer» anvertraut, damit er, wie es im oben erwähnten Briefe heisst, «die *possession* der Insel Tabago ergreifen könnte». Am 16. Mai 1675 segeln die beiden Fahrzeuge von Windau ab und finden in Travemünde schon den Schiffer Joh. Trois (?) mit in Holland erworbenen Söldnern vor. Von hier sollten sich die Schiffe «*via recta*» nach den herzoglichen Factoreien am Gambia und nach Tabago aufmachen, nachdem sie «ammunition, als Eisen, Pulver, Blei» eingenommen. Statt dessen begiebt sich Heyde mit den Schiffen nach Kopenhagen, und hier ereignen sich merkwürdige Dinge. Obrist Heyde verkauft hier 4 Soldaten an dänische Officiere und andere entlaufen ihm, so dass er schliesslich nur 15 Mann nachbehält. Um sich dem Herzoge gegenüber dieser Verluste wegen zu rechtfertigen, berichtet er nach Mitau, dass man von dänischer Seite die Soldaten in dortige Dienste zu treten «angereizet und gefodert». Gegen ein derartiges Vorgehen protestirte Herzog Jacob bei der dänischen Regierung. Die darauf erfolgte Antwort⁴ hat sich bei den Acten erhalten. Es wird hier strict in Abrede gestellt, dass die dänische Regierung kurländische Söldner in ihre Dienste gezogen, jene seien vielmehr meist selbst entlaufen. In wie weit diese Mittheilung den Thatsachen entspricht, mag unentschieden bleiben, sicher aber scheint nach dem uns vorliegenden Urtheile des rigaschen Burggrafengerichtes⁵ zu sein, dass von der Heyde selbst die

¹ Sewigh, l. c. p. 28. — ² K. S.-B. 1882. Anh. p. 9.

⁴ Im H. Archiv in Mitau. — ³ d. Kopenhagen, d. 22. Januar 1676.

⁵ Im Vorübergehen mag die Frage berührt werden, *quo iure* das rigasche Burggrafengericht die Criminalsache gegen Heyde verhandelt und das Urtheil in derselben gefällt hat. Warum kam die Klage nicht vor ein kurländisches Forum,

Söldner hat bewegen wollen, in dänische Dienste zu treten, sei es nun mit, sei es ohne Wissen und Anregung der dänischen Regierung. Die Acten gewähren uns in die Machinationen des kurländischen Obersten einen recht genauen Einblick, wir erfahren sogar, dass er es nicht gescheut hat, seine Absicht dadurch zu erreichen, dass er die Soldaten trunken macht. Allein, er findet mit diesen Versuchen keinen Anklang. — Nachdem Heyde das zweite Schiff zum Herbeiholen von Lebensmitteln nach Kurland entsandt hat, macht er sich mit dem «Einhorn» nach Norwegen auf und ladet hier Getreide nach Amsterdam, — Alles gegen seine Ordre. Als er statt dessen nach England oder Schottland steuern will, um dort seine Ladung vortheilhafter zu verkaufen, zwingt ihn das Schiffsvolk, nach Holland zu segeln. Nach mehreren Unfällen läuft er in den Hafen von Medlemblick in Holland ein. Die mitgenommenen Lebensmittel gedenkt der ungetreue Mann in Amsterdam zu verkaufen, doch gelingt ihm diese Absicht nicht. Prinz Friedrich Casimir von Kurland, der durch jenes oben referirte Schreiben seines Vaters auf Heydes voraussichtliches Eintreffen in Holland aufmerksam gemacht worden war, hindert ihn daran. Trotzdem gelingt es ihm, das Schiff zu versetzen. Ob der unehrliche Handel rückgängig gemacht worden ist, wissen wir nicht.

Kein besseres Schicksal hat der «Isländer» gehabt, der auch nie bis Tabago gekommen ist. «Dieses Schiff haben Ihr Königl. Maj. Zu Daenemarck alsofort arrestiren, spoliiren und wider die Cron Schweden zu einem Brenner anfertigen lassen» — heisst es in des Herzogs Klageschrift gegen Heyde. Zwar wird das Schiff schliesslich ausgeliefert, aber nach Tabago ist es nicht gelangt. Von der Heyde wurde vom rigaschen Burggrafengerichte, da er «durch solche Procedures seinen Herrn in grossen und von ihm unersetzlichen Schaden gebracht und dero ihm hochanbetrachte wichtige *dessein* und Vorhaben verhindert und zu nichte gemacht hat», verurtheilt, vom Leben zum Tode durch das Schwert gebracht zu werden; da er aber noch während des Processes entflohen, wurde er «in die Acht erkläret, aus dem Frieden in den Unfrieden gesetzt und sein Leib und Leben wie eines Vogels in der Luft jederman gemein gemachet!»

da von der Heyde doch Unterthan des Herzogs war, der im Urtheile jedenfalls als sein Herr bezeichnet wird? Ueber das Burggrafengericht s. Bunge, Geschichte des Gerichtswesens in Liv-, Est- und Kurland, p. 263, 264.

¹ Heyde scheint auch sonst ein wilder Gesell gewesen zu sein. Die Acten

Nicht günstiger ging es den zwei Fahrzeugen, der «Rose» und dem «Islandfahrer» (ob derselbe, der 1668 nach Tabago fuhr?), die der Herzog 1677 nach Tabago schickte: sie wurden von französischen Schiffen gekapert¹.

Damit wären wir am Ende unseres Berichtes über die misglückten kurländischen Seefahrten nach Tabago. Noch mag erwähnt werden, dass es dem alten Herzoge doch schliesslich 1680 gelang, sich auf der Insel wieder festzusetzen. Aber schon 1683 verliess der kurländische Commandeur Obrist Monck Tabago, da er sich dort nicht mehr zu halten vermochte. Als er das that, hatte sein unermüdlicher Herr die Augen schon zur ewigen Ruhe geschlossen. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Casimir ist zwar 1686 auch in den Besitz Tabagos gekommen, aber schon bald, wahrscheinlich im Frühjahr 1688¹, sind die Söldner wieder nach Kurland heimgekehrt.

Man hat die Kolonialpläne Herzog Jacobs früher wohl überschätzt; dann aber ist in neuerer Zeit von Sewigh ein sehr hartes Urtheil über sie ausgesprochen worden, er hat sie als Ausfluss der Herrscherlaune, als abenteuerliche Gelüste hingestellt, denn es sei doch widersinnig, dass ein Land, welches, wie das damalige Kurland, selbst noch kolonisierungsbedürftig sei, Kolonien habe gründen wollen. Diese Beurtheilung dürfte doch kaum zutreffend sein. Sie wäre richtig, wenn es sich um Koloniegründungen zu dem Zwecke, einen Theil der Bevölkerung zu verpflanzen, handeln würde. Das liegt aber nicht vor, Herzog Jacob hatte bei diesen Kolonialversuchen vielmehr rein mercantile Ziele im Auge. Es musste in der That sein Vortheil sein, die Producte jener fernen Gegenden direct oder gar aus eigenen Pflanzungen zu beziehen, statt sie aus zweiter Hand zu erstehen. Wenn diese Pläne scheiterten, so ist das immerhin noch kein Beweis für ihre Lebensunfähigkeit, sondern nur ein Zeichen dafür, dass sich dem Herzoge Schwierigkeiten

berichten, obwol er in Mitau Frau und Kinder hat, von häufigen Liebschaften, die er anspinnt. Ja, in Norwegen hat er sich mit «eines Capitains Tochter verloben wollen und sich gar freundlich mit ihr begangen, sie gehertzet, geküsset, sie sein Engelgen genannt und sie mit aller Hand galanterei beschencket, mit ihrem Vater auff Gesundheiten in Bier und brantwein gezechet &c.» Auch ein frommer Landsknecht!

¹ K. S.-B. 1861, p. 116.

² Das ist wahrscheinlich nach einem Schreiben Herzog Friedrich Casimirs an den windauschen Strandvogt Anthoni Wedtkind, d. 26. Juli 1688. Original im kurl. Provinzialmuseum.

entgegenstellten, die seine sanguinische Natur immer zu überwinden hoffte. Einen Einblick in diese Schwierigkeiten gewähren uns auch obige Mittheilungen, in denen uns Untreue und Verrath mehrfach entgegentreten. Waren doch die Soldaten meist fremdländische Söldner, welche für den fernen Herzog von Kurland nur so lange Interesse hatten, als er gut zahlte¹.

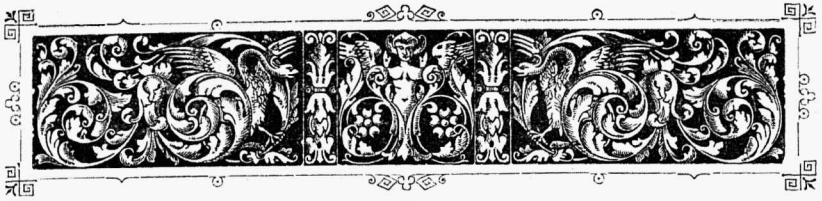
Eine wirklich geschichtliche Auffassung dieser überseeischen Unternehmungen Herzog Jacobs wird sich, so scheint es, erst im Zusammenhange mit der ganzen Geschichte der äusseren und inneren Politik dieses merkwürdigen Fürsten geben lassen. Denn wer historische Thatsachen und Persönlichkeiten, unbekümmert um die Verhältnisse, durch welche sie bedingt wurden, beurtheilt, wird immer Gefahr laufen, sich ein Bild zu machen, welches der geschichtlichen Wirklichkeit mehr oder weniger fremd sein muss.

Mitau, d. 7. December 1889.

A. Seraphim.



¹ In der Wahl der leitenden Personen bei seinen Unternehmungen ist der Herzog, wie es den Anschein hat, nicht glücklich gewesen. So ist der Herzogl. Directeur und Commandeur in Gambia, Jacob du Moulin, nicht viel zuverlässiger als Castens und v. d. Heyde gewesen, wenn anders wir dem Bilde trauen dürfen, welches der Kurländer Fr. Willh. v. Trotta, genannt Treiden, in einem Briefe an Herzog Jacob d. d. Helsingör d. 17. Dec. 1652 von ihm entwirft. Trottas Bericht schliesst mit den Worten: «Auch ist Mollihn seine beste Arbeit alhie, dass ehr continue morgenss Undt Abendts brandtwein säufft, also dass er fast von Sinn, auch Vernunft kombt, ist böss Leben mit Ihm, weil er nimmer nüchtern ist, hoffe wol, dass Gott ihm endtlich sein verdient lohn geben wird.»



Die Werthigkeit der Sinne für Leben und Wissenschaft.

Vortrag, gehalten in der Aula der Universität am 27. Jan. 1890.

Es ist jedermann geläufig, dass wir mittelst unserer Sinne Kenntniss nehmen von der Welt. Von jedem empfindenden Lebewesen dürfen wir behaupten, dass dasselbe eine irgendwie geartete Weltvorstellung habe. Beschränke sich letztere auf ein noch so kleines Gebiet allerniedrigster Qualität, in irgend einer Form gestaltet sich doch das Nicht-Ich im Gegensatze zum empfindenden Ich. Wie die eigenthümliche Artung der Sinne, so wird die Vorstellung der Welt beschaffen sein. Eine andere Frage ist die, ob und in wie weit eine solche Vorstellung zum Bewusstsein gelangt. Dieses würde voraussetzen, dass das Lebewesen sich selbst analysire, sich selbst zum Gegenstand des Nachdenkens erwähle. Solches vermag wol nur der Mensch, der über das Wort gebietet. Der denkende Mensch erhebt sich über den Schein der umgebenden, ihm sich aufdrängenden sinnlichen Welt hinauf, er läutert seine Gedanken und Begriffe über das Materielle, er schafft sich eine geistige, eine religiöse Weltanschauung, deren kein anderes uns bekanntes Lebewesen fähig ist. Wie zum gesammten Menschen- und Thierleben, so auch zum geistigen Gedankenbau der Menschheit trägt jeder Sinn das seinige bei, und da jedermann gern auf seine materiellen und geistigen Güter und Gaben sich besinnt, so liegt es nahe zu überlegen, welchen besonderen Antheil jeder einzelne Sinn an unserem Sosein, an unserer Cultur hat, an unseren Errungenschaften in aller Erkenntniss und in allem Können, aber auch an allem Elend, das das

menschliche Treiben durchdringt, und an allen Irrthümern, die unwiderstehlich uns anhaften.

Diesen Antheil der einzelnen Sinne in gewissen Hauptzügen unseres Daseins hervorzuheben, soll unsere heutige Aufgabe sein.

Man unterscheidet meist fünf, besser aber sechs Sinne in je drei Paaren: den Druck- und Temperatursinn, die meist zusammengefasst Tastsinn genannt werden, und deren entsprechendes Organ über die ganze Epidermis des Körpers ausgebreitet ist. Localisirt auf gewisse Theile sind die beiden anderen Paare: Geruch- und Geschmackssinn, Gesicht und Gehör.

Wir stellen die beiden Tastsinne voran, weil kaum zu bezweifeln ist, dass diese die primären sind, aus denen alle übrigen in der Descendenz der Lebewesen sich allmählich entwickelt haben.

Allen sechs Empfindungsarten spricht man eine spezifische Energie zu, eine nicht glücklich gewählte Bezeichnung, weil das Wort Energie in viel passenderer Weise andere Verwendung in der Dynamik gefunden hat. Mit jenem Worte soll die geistige Artung einer Empfindung angedeutet werden, eine Artung, die logisch undefinirbar, nur von demjenigen, der dieses Sinnes theilhaftig ist, verstanden werden kann. Es ist das Verdienst Lockes, des in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebenden berühmten Philosophen, erkannt zu haben, dass jene Artung der Empfindung eine geistige ist und dass die bezügliche Qualität deshalb nur im geistigen Gebiete gedacht werden darf. Zwar entspricht jeder Empfindung ein Reiz, durch ein ausserhalb des Körpers vorhandenes Geschehen. Aber die Qualität ist eine andere — der Reizvorgang ist lediglich Bewegung der Materie und nicht mehr. Sagen wir es kurz, die Welt um uns herum, sie ist nicht hell, in ihr ist es nicht laut, ein Körper hat keinen Geschmack, die Blume hat keinen Duft, in der Welt ist es weder warm noch kalt. Alles dieses besteht nicht einmal in unserem Körper, sondern nur in unserem Geiste. Wir erkennen, dass alle den verschiedenen Empfindungen entsprechenden Reize einander viel ähnlicher sind, als unsere Empfindungsarten, und viel einfacher, da alle Reize, wie erwähnt, auf Bewegung der Materie zurückzuführen sind. Eine Weltanschauung, die, von Lockes Erkenntnisprincip ausgehend, sich auf jenes ausser uns vorhandene Geschehen besinnt, nennt man Realismus, im Gegensatze zum Sensualismus, der den sinnfälligen Qualitäten objective Wesenheit zuschreibt. Von solchen sensualistischen Vor-

urtheilen befreit uns das philosophische Denken, und es hat in erster Instanz die Physik die Aufgabe, alle Sinneserscheinungen auf Mechanik zurückzuführen, m. a. W., den Realismus an Stelle des Sensualismus eintreten zu lassen. Den höheren Geistesschwung übernimmt die Metaphysik, die den Denker vom Realismus weiter zum Idealismus erhebt, wie solcher in neuerer Zeit besonders von Kant gefördert wurde.

Kant zeigte, dass alle unsere Vorstellungen in zwei Anschauungsformen begriffen sind, in Raum und Zeit. Beide lassen sich nicht definiren, sie können nur umschrieben werden. In den zunächst leeren Formen von Raum und Zeit denken wir uns ein Etwas, das wir Materie nennen oder Substanz, ein Wort, welches anzeigt, dass wir vom Wesen dieses Dinges nichts wissen. Daher behauptete Kant, «das Ding an sich» sei ewig unergründbar. Obwol Schopenhauer das Urwesen der Dinge im «Willen» glaubte erkannt zu haben, verharren die meisten Naturforscher wol auf dem Kantschen Standpunkte. Für unser Thema kommt wesentlich die Thatsache zur Geltung, dass die Naturwissenschaft, trotz tieferer Erkenntnis metaphysischer Art, doch stets der Ausdrucksform des Sensualismus und Realismus sich bedient. Die wissenschaftliche Erkenntnis sucht sich zwar möglichst von der specifisch-geistigen Artung der Licht-, Schall-, Wärme-, Geruch- und Geschmacksempfindung zu befreien; es sucht der Realismus alle Erscheinungen auf Bewegung zurückzuführen; aber mit der Bewegung verharren wir immer noch im Bereiche der Sinne und ist namentlich unser Tastgefühl massgebend für die realistische Grundlage unserer mechanischen Naturerklärung. Uebrigens ist der Realismus immer noch ein verkappter Sensualismus.

Nach diesen Erläuterungen wenden wir uns der Frage nach der Werthigkeit der Sinne zu.

Das Wort «Werthigkeit» ist kaum gebräuchlich im Alltagsleben, dagegen wird es mehrfach, besonders mit Präfixen versehen, in der Naturwissenschaft und Mathematik angewendet. In der Chemie spricht man den Elementen eine verschiedene Werthigkeit zu, je nach der Anzahl von Verbindungseinheiten, die sie besitzen und die Valenzen genannt werden. In der Mathematik werden mehrwerthige Grössen behandelt. Man unterscheidet ein-, zwei-, mehrwerthige Grössen, man spricht von Gleichwerthigkeit und untersucht allgemein ihre «Werthigkeit».

Ich gebrauche hier das Wort in einer analogen, aber reicheren

Verwendung. Ich betrachte jeden einzelnen Sinn als Werthobject und suche durch Werthung, d. i. durch meine Ueberlegung die verschieden gearteten Werthe desselben zu untersuchen, wobei jedesmal festzustellen, in welcher Hinsicht die Schätzung erfolgt. Einen jeden je nach der Beziehung ergründeten Werth nenne ich eine Werthigkeit des Sinnes. Für das Leben bietet zudem jeder einzelne Sinn auch Gefahren dar, und wird dadurch einer gewissen in unserem Interesse negativen Qualification unterzogen. In ähnlichem Sinne können auch materielle Stoffe und Erscheinungen einer Werthschätzung unterzogen werden. Ueber den Werth des Lichtes an sich würde ich kaum zu reden wagen, wohl aber über die Werthigkeit für gewisse Lebenszwecke, z. B. für die Photographie, wo dasselbe das eine Mal wesentlichster Factor, das andere Mal der gefürchtetste Feind des Photographen ist. Nie würde ich vermögen den Werth des Eisens zu schildern. Bei der Werthigkeit wähle ich frei das Gebiet der Verwendung. So hat einst das Eisen eine neue Epoche der Weltgeschichte begründet mit der Darstellung des Metalles aus dem Erze und mit der dadurch ermöglichten Herstellung und Vervollkommnung der Werkzeuge, während in ganz anderer Hinsicht das Eisen ein unentbehrlicher Bestandtheil des Blutes ist, oder anders wiederum durch dasselbe, weil es magnetisirbar ist, eine Schifffahrt auf offenem Meer ermöglicht wird. — Ueber die Werthigkeit des Wassers hatte ich die Ehre hier sprechen zu dürfen vor einigen Jahren, als ich nachwies, in welchem Masse dasselbe so wesentlich die Artung unserer gesammten Existenz bedingt. Den hervorragend bestimmenden Antheil an unserem Schicksal nannte ich dort Dignität des Wassers, und ich hätte dieses Fremdwort auch heute zu gebrauchen vorgezogen, wenn nicht mit Werthigkeit besser ausgedrückt wäre die gleichzeitig zu untersuchende mannigfache Schätzung, der Werth oder Unwerth, d. h. der Vortheil und Nachtheil, der mit dem vorhandenen Sinne im Gebrauch und Misbrauch denkbar erscheint.

Untersuchen wir also unsere Sinne, so müssen wir stets im Auge behalten dasjenige Gebiet, in Bezug auf welches die Werthung des Sinnes überlegt werden soll. Wie wir an unserer leiblichen, wie an unserer geistigen Existenz interessirt sind, so scheint vor allem die Frage von Interesse, welcher Lebensgüter wir durch die verschiedenen Sinne theilhaftig werden. Wegen der endlosen Reichhaltigkeit der Beziehungen beschränken wir uns auf

Andeutung des Wesentlichsten. Um aber solche Werthschätzung vornehmen zu können, werden wir nach allgemeinen und allen Sinnen gemeinsamen Merkmalen des Werthes uns umsehen müssen. Freilich sind unsere Sinne so verschieden geartet, dass ein Vergleich zwischen ihnen kaum thunlich erscheint. — Und doch fördern wir unsere Erkenntnis, wenn wir uns fragen, welchen Gewinn fürs Leben uns speciell dieser Sinn gewährt, wenn wir zweitens specieller fragen, in welcher Weise die einzelnen Sinne betheiligte sind an dem geistigen Aufbau der höchsten Lebensgüter, Wissenschaft und Kunst, wenn wir drittens untersuchen, welche Sinne in hervorragender Weise einem Misbrauch unterworfen sind, so dass alles selbstverschuldete Elend der Welt in jenen Ursprung hinein verfolgt wird. Und schliesslich dürfen wir neben der Vermittelung geistiger und leiblicher Güter untersuchen, welche Sinne uns entbehrlich erscheinen. Wir werden eine absolute und eine relative Entbehrbarkeit entdecken. Dieser Art wird jedem Sinne ein Attribut je nach der besonderen Richtung unserer Ueberlegung zugesprochen werden. Die Werthigkeit findet allgemeinen Ausdruck in den Prädicaten nützlich, schädlich, unentbehrlich, gefährlich u. a. m.

Alle die soeben angegebenen Beziehungen lassen sich nicht immer streng gesondert behandeln, weil die bezüglichlichen Fragen gar zu sehr in einander greifen und gegen einander abgewogen werden müssen. Neben den sechs angeführten Sinnen giebt es noch ein Allgemeingefühl, welches mehr oder weniger merklich alle anderen begleitet, das Gefühl von Lust und Schmerz. Auch diesen so ganz offenkundig rein subjectiven Empfindungen kommt eine hohe Dignität zu. Es liegt auf der Hand, dass das Leben, dass die Welt ohne dieselben nicht zu verstehen ist. An der Ausbildung der Sinne ist auch der motorische Apparat in hohem Grade betheiligte. Die Frage der gegenseitigen Beeinflussung des Willens und der Empfindung sei es mir gestattet bei Seite liegen zu lassen, ich liefere sonst Gefahr, mich noch weiter von meiner Specialwissenschaft zu entfernen, als ich ohnehin solches zu thun genöthigt sein werde. Wie erwähnt, ist die Tastempfindung beiderlei Form unzweifelhaft die primärste Gefühlsart. Die Empfindung der Kraft und des Widerstandes spricht jedem Individuum einen, wenn auch noch so kleinen Antheil an dem unendlichen Raume zu. Diesem Umstande conform möchte ich der Tastempfindung eine fast völlige, eine absolute Unent-

behrlichkeit zusprechen. Ein des Druck- und des Wärme-sinnes beraubtes beseeltes Lebewesen scheint kaum vorstellbar. Jedermann kennt die vorübergehende Vertaubung eines Körperteiles. Solch ein Zustand, auf den ganzen Körper bleibend ausgedehnt, scheint einer Existenzvernichtung gleich zu sein. Ohne Empfindung von Wärme und Kälte wird trotz der Bedeutung der Mithilfe des Nebenmenschen nur eine kurzlebige Existenz gedacht werden können.

Auf der Druckempfindung beruhen unsere Körperverrichtungen, das Handtieren, jegliche Locomotion. Ein vertaubtes Bein kann uns darüber belehren. Diese Erkenntnis weist darauf hin, wie irrig es ist, bei der Empfindung von Druck und Widerstand zunächst an eine Hemmung unserer Lebensinteressen zu denken. — Wie ich ein anderes Mal zeigen durfte, steht auch die Kraft der Reibung viel weniger unseren Interessen entgegen, als dass sie vielmehr auf Schritt und Tritt dieselben fördert, ja sogar überhaupt erst ermöglicht; gerade so ist es mit dem Tastgefühl. Partielle Lähmungen sind allerdings erträglich, und zwar wol um so mehr, je höher der Culturzustand; in welchem Grade, könnte eine ärztliche Statistik und Casuistik allein beantworten.

Von unberechenbarem Segen sind die begleitenden Schmerzempfindungen, und das gilt für alle Sinne. Schmerzen sind vor allem stumme Mahnrufe, die uns vor Verletzung bewahren, uns ein Gleichgewicht im Leben verleihen, um unsere Existenz der umgebenden Körperwelt gegenüber aufrecht zu erhalten. So viel Dank wir den Warnungen empfundener Schmerzen zollen, so oft sind gerade die Lustgefühle, nach denen wir streben, möglichenfalls verderbenbringend, wenn sie das betroffene Individuum in Versuchung führen, gegen das Interesse am höheren Lebensgewinn seine Handlungen einzurichten.

Dem Druckgefühl danken wir einen Haupttheil unserer Vorstellung der räumlichen Ausdehnung der Körper und ihrer Bewegung. Freilich wirken wiederum alle Sinne und der motorische Apparat, namentlich das Auge, auf dieses Ziel hin; aber auch der Blindgeborene hat einen uns Sehenden kaum vorstellbaren Begriff des Räumlichen; wir sind kaum im Stande, das bloß in Gedanken erfasste, uns stets begleitende Lichtbild ganz fortzudenken. — Druck und Volumen der Körper, ihre Temperatur und Erwärmungsfähigkeit werden vorzüglich durch das Tastgefühl erkannt, und wenn nun noch die Kenntnis der Bewegung der Materie diesem

Sinne und seiner Vermittelung zu danken ist, so dürfte es von Interesse sein hervorzuheben, dass die modernste Form des wissenschaftlich-physikalischen Systems der Natur lediglich mit den soeben genannten vier Begriffen operirt, womit die Werthigkeit des Tastgefühls ein auch für unser geistiges Leben allerwesentlichstes und für unsere wissenschaftliche Weltanschauung fundamentalstes Moment involvirt. Das Tastgefühl bildet, kurz gesagt, die Grundlage für den Uebergang aus der sensualen in eine reale Auffassung der Welt. Ist schon jegliche Locomotion ans Tastgefühl gebunden, so darf schliesslich daran erinnert werden, dass, wie alle Handtirung und Locomotion, so insbesondere auch — um Einzelnes zu erwähnen — das Herstellen von Geräth und Werkzeug, das Herbeischaffen der Nahrung, die Zubereitung derselben, unsere geistigen Arbeiten, wie Schreiben und tausendfach andere Verrichtungen diesem Sinne zu danken sind. Die Ausübung jeglicher Kunst ist an den Tastsinn geknüpft.

Wenden wir uns dem Geruchs- und Geschmackssinne zu. Zunächst ist deren Bedeutung für die vegetative Existenz offenbar, und zwar erscheinen diese Sinne um so unentbehrlicher, je niedriger das Lebewesen in der Entwicklungsreihe steht. Ernährungs- und Fortpflanzungsmöglichkeit werden wesentlich durch diese beiden Sinne vermittelt. Es tritt der uns Menschen sonderbar erscheinende Fall ein, dass der Geruchssinn selbst bei hochentwickelten Thieren oft viel weiter trägt als Auge und Ohr, die bei uns vorherrschen in allen Wechselbeziehungen in die Ferne.

Uns Menschen wird, glaube ich, der Geruchssinn weitaus am entbehrlichsten erscheinen, obwol in Augenblicken der Gefahr er es ist, der uns Verdacht einflösst gegen die schädliche Beschaffenheit der etwa vergifteten uns umgebenden Luft. Nicht leicht wird der Geruchssinn den Menschen zu einem verderblichen Unternehmen verführen. Ganz anders erscheinen uns die Gefahren des Geschmackssinnes. Während einerseits die Beschwerlichkeit einer sonst lästigen mühevollen Ernährung umgewandelt wird in eine Form des Genusses und der Befriedigung und einen um so hervorragenderen Theil des Lebens ausmacht, je niedriger der Culturzustand oder die Entwicklungsform des bezüglichen Lebewesens steht, finden wir doch andererseits die mannigfachsten Formen menschlichen Elends an diesen, den Geschmackssinn, geknüpft. Ihm ist es zuzuschreiben, dass das nothwendige zur gesunden Ernährung hinreichende Mass

in solcher Weise überschritten wird, dass Krankheit, Verarmung und Elend aller Art die unausbleibliche Folge ist. Hier wie bei jedem anderen Sinne steht der Segen auf der einen Seite, das drohende Verderben im Kampfe ums Dasein dicht nebenbei. — Ist unsere Gesellschaft gewöhnt, freudige Stunden geselliger Zusammenkunft durch mannigfache Reizung und oft raffinirte Befriedigung des Geschmackssinnes zu würzen, zunächst um die Unterhaltung in edlen Fluss zu bringen, so liegt dichtbei der Anlass und die Versuchung, das rechte Mass zu überschreiten. Die schwersten, kaum überwindlichen Schäden unserer höheren Gesellschaft hängen mit dem Genuss geistiger Getränke zusammen; hat doch *Bunge* nachgewiesen, wie jährlich Millionen von Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung an den Folgen solcher Unmässigkeit zu Grunde gehen. Dabei ist nicht immer der Betroffene des inneren Zusammenhanges sich bewusst. Auch sind die Fälle nicht selten, wo der Sinnenrausch nicht etwa eine gefürchtete Strafe, sondern der muthwillig und absichtlich erzeugte Zustand ist. Es giebt Völker, die ohne durch besondere Geschmacksgenüsse dazu verführt zu werden, sich gewohnheitsgemäss in einen Zustand der Betäubung versetzen. Sollten ähnliche Gefahren unserer Gesellschaft ganz fremd sein? Um die Betheiligung des Geschmackssinnes zu eruiren, suche man sich die Frage zu beantworten, ob unsere heutigen Formen der Geselligkeit Bestand hätten, wenn ein völlig geschmackloses, aber mit berauscher Kraft versehenes *Wasser* dargeboten würde. Der *Morphiophage* überwindet einen gelinden Schmerz, um sein Ziel zu erreichen. Man verarge nicht den Vergleich. Hier wie da mag es sich drum handeln, heimtückischen Schmerzen und Leiden zu entgehen. So nagend ein und derselbe körperliche Schmerz an dem Lebensmark des Menschen zehren kann, so vernichtend erscheint dem Menschen die Langeweile, die stete Begleiterin der Gedankenarmuth und der geistigen Schwunglosigkeit. Alle diese Leiden sollen eben unter Mithilfe des Geschmackssinnes hinweggespült werden, um nachher, wenn ein gewisses Mass des Genusses überschritten war, in stets gesteigerter Gestalt wieder aufzutreten und ihr Opfer erhöhten Qualen zu unterwerfen. Wer mag es ergründen, in welchem innigen Zusammenhang die Gestaltung unserer gesammten Cultur mit den hier flüchtig angedeuteten Beziehungen zu bringen ist. Ueberall, wo wir nur hinblicken, steht dem rechtmässigen edlen und menschenwürdigen Gebrauch der Sinne der Misbrauch zur Seite, und je höher die Entwicklungsstufe des

Lebewesens, um so grösser die Gefahr, weil der gesteigerte Intellect in den Dienst der durch Sinnlichkeit hervorgerufenen Laster sich stellt.

Wenden wir uns den höchsten, den edelsten Sinnen zu, Gesicht und Gehör. In der Werthschätzung nahmen sie von jeher den höchsten Rang ein, nicht etwa wegen ihrer Unentbehrlichkeit, sondern ihres positiven Vermittelungswerthes wegen. Das Auge versetzt uns momentan in eine Beziehung mit der Umgebung, weithin in die Ferne, ja selbst über den Erdball hinaus, indem es uns Kunde giebt von dem gesammten Weltall und von der Harmonie seiner Bewegungen. Das Auge ist so recht eigentlich der Sinn der Extension, d. h. der räumlichen Vorstellung, es dominiert bei der Bildung und Entwicklung unserer sensuellen Weltanschauung, wie letzteres Wort selbst besagt. Allen Vorstellungen leiht das Auge unwillkürlich und unmittelbar ein mehr oder weniger adäquates Bild, so dass der Sehende sich schwer in die Gedankenwelt eines Blindgeborenen hineinversetzen kann. Mir ist in meinem Leben nie ein Blindgeborener begegnet, aber ich denke mir, die Unterhaltung mit einem solchen müsste in hohem Grade lehrreich sein — und das zwar um so mehr, als wir constatiren können, dass Alles, was wir sehen, von uns ganz und gar nach aussen versetzt, objectivirt wird. Kein anderer Sinn verführt uns in solchem Masse, das innere Anschauungsbild als völlig identisch mit der objectiven realen Existenz zu halten. Viele Menschen mögen sich nie in ihrem Leben dessen bewusst werden, dass die Objectivirung ihrer Empfindung ein Act ihres Intellectes ist. Die Welt, wie sie an sich ist, hat ja nicht einmal eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Bilde, das wir uns von ihr machen. In der Kurzsichtigkeit eines ungeschulten Geistes liegt es begründet, dass die Einen, ich meine die Materialisten, in sensualistischen Empirismus versinken und sich von allen Formen höheren, philosophischen oder religiösen Geisteslebens abwenden, — wogegen die Anderen, die Spiritisten, unbewusst in einen ekstatischen und doch anthropomorphen Dünkel gerathen und mit staunenswerther Sicherheit die dem Menschengestirne vielleicht für alle Zeiten gesetzten Schranken der Erkenntnis dreist zu überschreiten wagen. Wie lächerlich erscheint daher jener behauptete Verkehr mit den Geistern, die durch Klopfen, Erheben der Möbel, Psychographiren und andere recht grobsinnliche Verrichtungen ihren Gedanken Ausdruck geben sollen. Ganz anders steht es mit dem Gehör, welches mit Recht als

Zeitsinn bezeichnet wird. Nicht so weittragend wie das Auge, ist die Eigenart hier geistiger, das Gehörte beansprucht nicht in erster Linie real objectivirt zu werden. Selbst der thierische Laut gilt als Ausdruck einer Empfindung, ja sogar einer oft weit dahinter liegenden Gedankencombination, einer Vorstellung, die ganz augenscheinlich sich nicht deckt mit dem Laute selbst. Beim Menschen ermöglicht der Gehörsinn das Wort und damit die Rede. Eine Tradition und eine Geschichte der Menschheit, ihre höchsten geistigen Güter, die Kunstformen der Literatur, der Poesie, des Schauspiels, der Musik, erschliessen sich. Hier wie überall ist die Mitbetheiligung der anderen Sinne nicht zu leugnen, das hindert aber nicht zu erkennen, wie ein Sinn in hervorragender Weise das fragliche Gebiet in Leben und Wissenschaft beeinflusst und weckt.

Jeder der beiden höheren Sinne ist, wenn auch unter schwerem Opfer, entbehrlich; wie mir scheint, ist die Function des Ohres leichter zu entbehren, und zwar deshalb, weil seine Aufgabe längst zum grossen Theil vom Auge abgelöst worden ist. In diesem Sinne kann man erkennen, wie die Leistung eines Sinnes durch die Functionen eines anderen Sinnes gesteigert, veredelt und auch ersetzt werden kann. Durch Erfindung der Schrift ist der zeitlich hörbare Laut in ein räumlich sichtbares Zeichen umgewandelt; wir lesen das Wort, wir erfassen den Gedanken, und die Thätigkeit des Auges tritt wesenhaft an Stelle des Ohres, denn das objectiv sichtbare Zeichenbild erregt nicht unser Interesse, wir stellen uns sofort das vor, was das Wort besagt. Beethoven hat weiter componirt, als er taub geworden war, weil er nicht aufhörte geistig zu hören. Der erblindete Maler muss verzichten auf ein weiteres Schaffen trotz eines ihm verbliebenen geistigen Auges. Ueberlegt man aber, dass der Taubgeborene sprechen und lesen lernt, so liegt hier eine jener phänomenalen Leistungen der Pädagogik vor, der stets Beifall und Bewunderung gezollt worden ist. Die sichtbare Welt lässt sich zwar auch durch Beschreibung in Worte fassen, allein der Zweck wird weniger adäquat erreicht. Der Rede fehlt jene Continuität der Anschauung und Vorstellung, die das Bild besitzt, während sie andererseits sehr geeignet ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern. Es will mir scheinen, als sei es eher möglich, sich in die Weltanschauung des Taubgeborenen zu versetzen, weil das Auge bei der Anschauung prävalirt.

Bemerkenswerth ist es, dass für den Blinden die Schrift

durch das Tastgefühl vermittelt wird, ein in diesem Falle offenbar dürftiges Surrogat.

Gefahren bringt der Gehörsinn, wenn er gemisbraucht wird, weit mehr als das Gesicht, besonders wenn man überlegt, dass die dem Auge zugängliche Schrift nur ein Ersatz für das eigentliche Gebiet der Gehörempfindung enthält. Die hier angeregte Frage ist unerschöpflich. *Corruptio optimi pessima*, sagt der Lateiner, d. h. es giebt kein noch so hohes Gut, welches nicht, gemisbraucht, zum Verderben führte. Jeglicher Vermahnung zum Schönen, Guten und Wahren steht die Verführung zum Unschönen, Bösen und Unwahren durch das gesprochene und geschriebene Wort gegenüber. Jedes Land muss auf der Hut sein vor sittlichem Verfall, sobald aus irgend welchen inneren oder äusseren Gründen die Vermahnung zur Erhaltung und Förderung der höchsten Lebensgüter gehemmt wird.

Dass vom Tast- und Geschmackssinn eine Steigerung bis zum Gesichtssinn und weiter bis zum Gehör statthat, findet seine Bestätigung in mannigfachen Gebilden der Dichtkunst. Schon an anderer Stelle habe ich auf den entsprechenden Gegensatz im Vorspiel zu Goethes Faust hingewiesen¹. Der Dichter entnimmt alle Vergleiche dem Reich der Töne, der Director spricht nur von der Schaulust, die lustige Person ergeht sich meist im Gebiete des Geschmackssinns. Mephistopheles beim Versprechen, «seine Künste vorzuführen», sagt zu Faust:

Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei
Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl.

Freilich folgt alsdann der Geistergesang, der in zauberhaften Bildern und umgaukelnden Tönen den Sinnenrausch vorführt, während die realen Sinne tiefem Schläfe sich ergeben und ruhen.

Es war vorhin behauptet worden, das Gehör sei leichter zu entbehren, als das Auge. Ausser dem dort angeführten Grunde, dem gemäss zahlreiche Functionen des Ohres ersetzt worden sind, lässt sich noch manches dafür heranziehen. Das Auge bildet den wesentlichsten Theil des Gesichtes, deshalb auch das ganze Antlitz Gesicht genannt wird. Der Taube verräth höchstens eine Theilnahmlosigkeit an der Unterhaltung, es tritt sehr begreiflich der

¹ «Auge und Ohr». Vortrag. Verlag v. J. E. Karow. Dorpat, 1886.

Charakter des geistig Abwesenden hervor. Viel schlimmer offenbart sich beim Blinden und besonders beim Blindgeborenen das Fehlen jenes wunderbaren Werkzeuges, das uns stets gestattet uns selbst und unseres Nächsten Aussehen zu controliren und den geistigen Werth des Mitmenschen zu erschauen. Der innere Mensch tritt uns vor allem durch das Auge entgegen. Auch die heilige Schrift gebraucht an sehr vielen Stellen das Auge für den geistigen Theil des Leibes «das Auge ist des Leibes Licht» — «was siehst Du den Splitter in Deines Bruders Auge». Und wenn von Gott, dem Herrn, die Rede ist, so werden ihm alle Sinne zugesprochen, ganz besonders aber Auge, Ohr. Der Geruchssinn wohl nur, wo vom Opfer und dessen «dem Herrn süßen Geruch» gesprochen wird. Wir Menschen können eben nur mit anthropomorphen Vorstellungen, d. h. solchen, über die wir selbst verfügen, denken. Wir könnten gar nichts vom Herrn des Himmels und der Erden aussagen, schrieben wir ihm nicht Sinnesempfindungen zu. Menschen können nur menschlich reden, sie vermögen sich schlechterdings keine Empfindungen zu denken, die sie nicht selbst haben. Wir besitzen höchstens die Fähigkeit einer momentanen Abstraction. Wenn man daher sagt, die Schrift spricht von den Augen des Herrn, «um menschlich zu reden», so ist das zwar ganz richtig. Nur sollte man auch die Wahrheit dessen würdigen, dass eine andere Redeweise völlig inhaltlos wäre.

Wie unergründlich räthselvoll erscheint uns nun aber die Erde mit denjenigen zahllosen Lebensformen, die, soweit wir irgend zu urtheilen vermögen, baar jeglicher Empfindung sind. Dahin haben wir die gesammte Pflanzenwelt zu rechnen, die eben in diesem Sinne *Vegetation* genannt wird. Wie ist ein Kampf ums Dasein zu denken, die Tendenz, das Individuum und die Gattung oder die Art zu erhalten, wenn jegliches *Sensorium* fehlt. Wie anders organisirt müssen wir uns die Pflanzen vorstellen, da dieselben sämmtlicher Sinne entbehren. Bei Thier und Menschen schien uns die Möglichkeit der Existenz durchaus an die Erhaltung gewisser Sinne geknüpft, eine partielle und eine relative Entbehrbarkeit derselben konnte zugestanden werden. Auch die niedersten Thierformen müssten zu Grunde gehen, wenn das Tastgefühl ihnen fehlte. Anders bei der Pflanze. Sie sieht und hört nicht, sie fühlt keine Wärme, und es ist nur ein sinnvolles Naturspiel, wenn wir hier und da Imitation beseelter Wesen entdecken, wie etwa bei Reflexbewegungen der *Mimosa pudica*, bei

den Fangvorrichtungen gewisser Pflanzen, bei der Reaction auf Licht und Wärme, bei den zahlreichen zweckmässig, ja zuweilen willkürlich erscheinenden Bewegungen einzelner Organe. So wenig die unbelebte Natur, wie etwa das Massengebirge und der unermessliche Ocean, ein Bewusstsein haben von dem zauberhaften Eindruck, den sie auf unsere Sinne ausüben, so wenig ahnt der belebte stolz aussehende Eichbaum etwas von seiner Umgebung; ja auch seines Gleichen ist ihm völlig fremd. Woher das Princip eines strammen, flotten Gedeihens und das Streben nach Erhaltung des Geschlechtes, als gelte es einem geistig empfundenen Interesse am Dasein Ausdruck zu verleihen? Und dieses Alles geschieht inmitten einer dunklen, tauben, gefühllosen Welt! Woher die Zierlichkeit eines Mooshaufens, woher der gegenseitige Schutz zarter Pflänzchen, die immer und stets ums Dasein ringen, als warte ihrer doch noch einmal eine geistige Wesenheit, eine höhere Bestimmung? Vielleicht vermag ein transcendentaler Idealismus allein hierauf zu antworten.

Eines lernt man aus solcher Betrachtung erkennen. Je niedriger das beseelte Lebewesen, je näher dasselbe dem Pflanzenreich steht, um so mehr zeigt sich ein dem Vegetiren zukommendes Vorrecht, ich meine das Princip der Ausdauer bei vorkommender Verletzung. Wir dürfen getrost die Rose brechen und glauben nur im poetischen Sinne, ihr dadurch Schmerzen zuzufügen. Es ist nur anthropomorphe Gedankenassociation, wenn wir die Dornenwaffe als willkürliche Reaction gegen den Angreifer auffassen, es ist ein freies Spiel unserer Phantasie, wenn wir Pflanzen und Steine, Fels und Woge beseelt denken und mannigfache Bilder für unser eigenes bewegtes Leben entdecken. Jene vorhin erwähnte mit der Existenz verträgliche Verletzbarkeit zeigen uns selbst die grossen hoch complicirten Pflanzengebilde. Ganze Bäume dürfen dicht über der Erde fortgenommen werden und massenhaft sprossen neue Triebe hervor, so dass die Lebenskraft, weit über die der beseelten Individuen hinausgehend, einen gewissen Grad von Unsterblichkeit erlangt zu haben scheint, sofern absolute oder gewaltsame Vernichtung ausgeschlossen wird. Jedes beseelte Wesen muss einmal sterben, auch unter den günstigsten Existenzbedingungen, die Pflanzen könnten ewig fortbestehen und sich immer wieder verjüngen; sie stehen auch in dieser Hinsicht näher den leblosen unorganischen Elementen der Materie, denen Unsterblichkeit oder ewige Unveränderlichkeit zukommt.

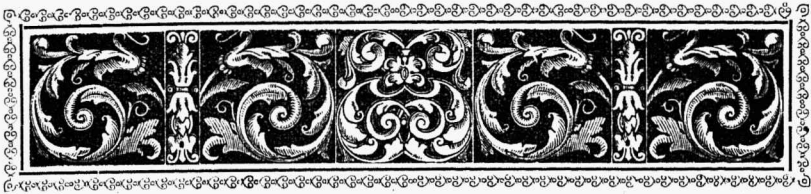
Es ist auch die Schönheit der Erde das Werk unserer eigenen durch die Sinne bewegten schaffenden Phantasie. Höher erhebt sich der Mensch, der sittlich-kritisch sich selbst und der Welt gegenübertritt, die Forderung des Guten stellt, um zuletzt in unablässigem Streben nach Vollkommenheit und dem Ideal der Wahrheit in einer unabsehbaren Reihe von Entwicklungsstufen sich emporzuschwingen zu einem höheren geistigen Dasein. Aber gebunden an die Formen der Artung der Sinne und deshalb in Gedanken und Worten befangen in sinnlicher Empirie, kann jener Zustand nur gehofft und geistig gehaut, unmöglich aber definirt werden, weil niemand weiss, ob und wie der Klimax der Lebeformen uns einst hinausheben könnte über unser jetziges Dasein, welches sinnlich geartet nur sinnlich besprochen werden kann.

Die Welt der leblosen Materie hat sich zum Lebendigen in Gestalt der empfindungslosen vegetirenden Pflanzenwelt zu erheben vermocht. Wenn die Pflanze ein Bewusstsein ihres eigenen Daseins hätte, so würde ihr eine Vorstellung und ein Ausdruck für höhere, für beseelte Wesen doch fehlen; es hat sich aber thatsächlich auf der Erde eine empfindende Lebewelt gebildet; diese ist in sinnlichen Anschauungen befangen und kann eben so wenig eine adäquate Vorstellung haben von einer nur abstract als möglich gedachten, nicht aber beschreibbaren höheren geistigen Existenz. Und mag unseres Menschengeschlechts höchdifferenzirtes Selbstbewusstsein uns noch so hoch über die Welt der Thiere, Pflanzen und leblosen Materie erheben, die Schranken, die die Sinne auch unserer Sprache aufprägen, sie hindern uns mehr von dem ersehnten Höheren auszusagen, als wir durch das Wort «übersinnlich» andeuten können. Solche Erkenntnis ist demüthigend, aber wie im religiösen, so im philosophischen Erkenntnisgebiet können wir mit König David sagen: «Wenn Du mich demüthigst, machst Du mich gross.»

Je tiefer wir eindringen in die Werthigkeit unserer Sinne, um so reicher, um so kritischer tritt uns das Leben entgegen. Nichts kann uns sicherer von drohender Knechtung durch die Sinne befreien, als ein edler Gebrauch und Pflege eben dieser Sinne im Dienste eines höheren geistigen Daseins, und ein unermüdlicher Kampf gegen alle Formen des Misbrauchs derjenigen hohen Naturgaben, aus welchen alle geistigen Güter quellen.

Prof. Dr. Arthur v. Oettingen.





Was ist Socialismus, was — Socialdemokratie? Eine socialphilosophische und parteipolitische Skizze.

I.

«Socialismus nenne ich die Gesamtheit der Theorien, welche das Socialprincip ins Extrem verfolgen, d. h. das Dogma, dass der Einzelne um des Ganzen willen da sei, dass er betrachtet werden müsse als dienendes Organ des socialen Organismus, der Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung: des Lebensprocesses der Gattung, des «Menschen im Grossen».

Heinrich Dietzel.

Nun den bewegenden Kräften in der socialen Welt des 19. Jahrhunderts, deren Walten in mächtigen Thatsachen zum Ausdrucke kommt, die aber immer noch mehr beschrieben und mehr besprochen, als wirklich verstanden werden, gehört in erster Reihe der Socialismus. 36 Jahre sind es her, dass Louis Reybaud sagte, «vom Socialismus reden, hiesse eine Leichenrede halten»: es war ein Zeitpunkt, wo man den Druck der Hand Napoleons, deren Wink Throne erbaut und Throne erschüttert hatte, noch dumpf nachempfand, wo in Frankreich und Deutschland noch die revolutionären Bewegungen der Jahre 1848 und 1849, Nachwehen des Sturmes von 1789, auszuckten; ein Zeitpunkt, wo Europa inmitten der wichtigsten Begebnisse in der internationalen Politik, am Vorabend blutiger Kriege stand. Es war natürlich, dass man in solcher Lage, und zumal im Hinblick auf die Phantastereien der jüngsten französischen Communisten alles, was mit dem Socialismus zusammenhing, kurzweg von der Hand wies, weil alles als Utopie

erschien. Aber seitdem ist aus dem Schattenreiche der Träume und Wünsche der Socialismus mitten in die Wirklichkeit des Staatslebens getreten, um in ihr sich unaufhaltsam Bahn zu brechen. Er hat seine nebelhaft-phantastische Hülle abgestreift, er hat Fleisch und Bein angenommen und steht vor uns als eine die Entwicklung der Völker beherrschende Thatsache, die immer neue Thatsachen gebiert und sich immer neue Denkmäler in der staatlichen und communalen Gesetzgebung aufrichtet. Vom Socialismus reden, heisst heutzutage von einer socialen Erscheinung reden, die in allen Köpfen immer tiefere Wurzeln schlägt und bacillenartig unsere ganze geistige Atmosphäre durchdringt; die das Katheder und die Kanzel bestiegen hat und in den Cabinetten der Staatsmänner zu deren Berathungen als unsichtbare Präsidentin sich mit zu Tische setzt; von einer Lehre, die überall auf den Dächern gepredigt wird und die ihren Siegeszug aus der ärmlichen Vorstadtkneipe, wo sie weiland als unheimliches Gespenst ihren Spuk trieb, in das Centrum der Culturwelt begonnen und sich sogar im alten Hohenzollernschlosse ihren ehrenvollen Sitz erobert hat.

Mit dieser Entwicklung, die der socialpolitischen Geschichte unseres Jahrhunderts ihr charakteristisches Gepräge giebt, musste die bedrohliche Maske, welche dem blossen Worte «Socialismus» von jeher eigen war, immer mehr schwinden. Wir lesen von diesem Worte in allen Zeitungen und Flugschriften; der Staatsmann und der Geistliche, der Historiker und der Nationalökonom führt es alle Tage im Munde; die ganze grosse Welt der Gebildeten, soweit sie diessseits und jenseits des Oceans die Phänomene des socialwirthschaftlichen Lebens verfolgt, beschäftigt sich mit ihm. Der Socialismus hat den Petroleum- und Schwefelgeruch, der ihm noch unlängst anhaftete, verloren und das Parfum des Salons angenommen. Was der grosse Nationalökonom und Socialphilosoph Carl Rodbertus-Jagetzow mit Recht so sehr wünschte, verwirklicht sich: der Socialismus wird immer mehr «salonfähig».

Um so weniger, möchte es vielleicht Manchen bedünken, bedarf es in solcher Zeit, da der Socialismus seine Triumphe feiert, der Arbeit des Schriftstellers auf diesem Gebiete: was will der blasse Commentar des Theoretikers, wo die Thatsachen so laut reden? Sehen und hören wir es doch selbst alle Tage, wozu sollen wir auch noch davon lesen? — Dieser berechtigten Frage haben wir schon eingangs entgegengesetzt, dass den Fortschritten der Thatsachen das Verständniss der Ideen, denen sie Gestalt

geben, nicht gewachsen scheint. Sieht man doch heute noch verständige Leute ungläubig-verächtlich die Achseln zucken, wenn von Socialismus und Socialdemokratie die Rede ist; verstehen sie zwischen beiden überhaupt zu unterscheiden, so weisen sie jenem als Inbegriff phantastisch-utopischer «Volksbeglückungspläne» meist kurz entschlossen die Thür, über diese aber sprechen sie mit mehr Emphase als Argumentation das Anathema. Da möchte man wirklich einwenden: willst du immer weiter schweifen? Liegt es nicht in Thatsachen vor dir, was du in ein fernes «Wolkenkuckuksheim» verfabelst? — Solchen Irrthümern mag vielleicht der Westeuropäer seltener unterliegen. Er ist eifriger Zeitungsleser, er besucht die Sitzungen des volksvertretenden Körpers und unterrichtet sich in politischen Wahlversammlungen durch Rede und Gegenrede über diese Fragen. Aber in unseren baltischen Landen, die in ihren abgeschlossenen Verhältnissen des öffentlichen Lebens so sehr entbehren, wo man — Gott sei Dank! — immer noch mehr im Hause als im Wirthshause lebt, und glücklicherweise auch noch mancher der hypertrophischen Cultur des Westens längst gewichene altmodische und patriarchalische Zug aus früheren Jahrhunderten sich erhalten hat, liegt dieser Gegenstand dem allgemeinen Verständnisse weit ferner. — Diese Erwägung leitet die Redaction der «Baltischen Monatsschrift», wenn sie es unternimmt, ihrem Leserkreise in skizzenartig hingeworfenen Zügen ein Bild vom Socialismus und von der Socialdemokratie in Thatsache und Theorie zu geben. Dass bei dem engen Rahmen, in dem dieses geschehen wird, weder von Vollständigkeit, noch von neuen Gesichtspunkten die Rede sein kann, bedarf keiner Erwähnung. Nachstehende Blätter wollen nicht schaffen, sondern unterscheiden, gruppiren und orientiren. Sie werden sich daher mit Erörterungen von mehr allgemeiner als specieller Natur befassen. Hierzu wählen sie einen Zeitpunkt, in welchem die Delegirten aller westeuropäischen Staatsmächte, vom Kaiser des deutschen Reiches zusammenberufen, in internationaler Conferenz daran arbeiten, Forderungen, welche der wissenschaftliche (Kathedern-) Socialismus längst mit Entschiedenheit gestellt hat, in die Praxis der Wirthschaftsgesetzgebung zu übertragen, und wo gleichzeitig die legislativen Organe unseres grossen Reiches über dieselben Fragen verhandeln, um in kurzer Frist eine neue Fabrikordnung zum Wohle der arbeitenden Klassen zu Tage zu fördern. Fürwahr, die Thatsachen fordern zu Betrachtungen auf!

Was ist und was will der Socialismus? In welchem Umfange haben seine Principien bereits Verwirklichung erfahren, und wie weit können sie — nach gegenwärtigem Ermessen — überhaupt je verwirklicht werden? Was ist die Socialdemokratie und welche Ziele verfolgt sie? Diese Fragen sollen im Folgenden untersucht werden. Der Gang der Darlegung wird dabei folgender sein: nach einer theoretisch-philosophischen Umschau werden wir die Praxis der wirtschaftlichen Gesetzgebung ins Auge fassen, um endlich von den Quellen socialistischer Weltanschauung überhaupt, vornehmlich von dem Christenthume zu reden. Nachdem wir so den Socialismus im allgemeinen und höheren Sinne besprochen haben, soll ein zweiter Abschnitt die Socialdemokratie im Speciellen, als Element politischen Parteilebens, aber gleichfalls nicht ohne Berücksichtigung ihrer ethisch-philosophischen Grundlagen, zu behandeln versuchen¹.

Ein Blick in das ganze sociale Leben, das der Natur- und Culturmensch, als «*ζῶον πολιτικόν*» des Aristoteles und getrieben von dem «*appetitus socialis*» der alten deutschen Staatsrechtstheoretiker, nun einmal führt und immer führen wird, zeigt uns, dass es zwei Pole sind, um welche dieses Leben kreist: Individuum und Gesamtheit; jenes eine ephemere Erscheinung, die ein flüchtiges Dasein fortschleppt, vergänglich und sterblich; diese unzerstörbar in ihrem Sein, ewig in ihren Zielen, rastlos in ihrem Fortschritt. Und doch! Möchte es nicht scheinen, als ob im Grunde das Individuum das einzig wirklich Lebende, die Gesamtheit hingegen eine blosse Abstraction sei, die sich erst aus der

¹ Der Verfasser wird im Wesentlichen die Ansichten wiedergeben, die Herr Geheimrath Prof. Dr. Adolph Wagner in Berlin und Herr Prof. Dr. Heinrich Dietzel in Dorpat (jetzt nach Bonn berufen) über diesen Gegenstand entwickeln; aus den Vorlesungen derselben hat er — gerade auch was den Socialismus und dessen theoretische wie praktische Beurtheilung betrifft — die reichste Anregung geschöpft. — Von einschlägigen Schriften seien besonders genannt: A. Wagner, Allg. od. theoret. Volkswirtschaftslehre. 1. Thl. Grundlegung. 2. Ausg. Leipzig und Heidelberg 1879. H. Dietzel, Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Jena 1886—1888. E. v. Laveleye, Die socialen Parteien der Gegenwart. Deutsch von Eheberg. Tübingen 1884. A. Schäffle, Die Quintessenz des Socialismus. 9. Aufl. Gotha 1885.

Die Literatur über den Socialismus füllt bekanntlich Bibliotheken. An eine irgendwie ausreichende Benutzung auch nur ihrer hervorragendsten Erzeugnisse konnte hier nicht im allerentferntesten gedacht werden. Aus einem «*mer à boire*» schöpfen wir nur gleichsam im Vorübergehen einen Eimer.

Summation aller sie bildenden Individuen ergibt? Fühlt, will und handelt denn auch die Gesammtheit oder vielmehr nur das Individuum? Wir können darauf nur antworten: Ja und nein! Ausgangspunkt und Endpunkt in aller socialen Entwicklung ist für unser modernes, christlich-humanes Bewusstsein gewiss das Individuum, aber immer nur im Zusammenhange mit dem und als Glied des socialen Organismus. Es ist vielleicht das Individuum einer viel späteren Generation, dem die Thaten und Opfer der gegenwärtig lebenden zu Gute kommen werden, — und in diesem Sinne gilt zweifellos für alle Zeiten das Wort, welches die Quintessenz der antiken, platonisch-aristotelischen Staatsauffassung ist: dass das Ganze vor den Theilen da sei, und die Theile um des Ganzen willen da seien.

«Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.»

In diesen Worten des grössten Mannes, Goethes, liegt die Beantwortung der Frage. Die Individuen sind gleichsam Glieder einer einzigen grossen Kette, die sich durch die Flucht der Zeiten fortzieht, oder, um ein anderes Bild zu brauchen, der beständig wechselnde Inhalt eines grossen, unzerbrechlichen Gefässes. Bei dieser Vorstellungsweise werden wir nicht in den verhängnisvollen Irrthum der sogenannten individualistisch-atomistischen Doctrin verfallen, welche in der Gesammtheit nichts mehr sieht, als die Summe aller Einzelwesen, aus denen sie sich jeweilig zusammensetzt. Die Kette zieht sich ja aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft hinein, und das Gefäss bleibt unzerstört, wie oft es sich auch mit neuem Inhalte füllen mag. So ist die Gesammtheit mit nichten der Inbegriff der zur Zeit lebenden Individuen; sie ist vielmehr ein selbständiges Wesen höherer Ordnung, ein ewiges, unsterbliches Wesen. In diesem Sinne haben die grossen Socialphilosophen alter und neuer Zeit den Staat, in welchem der an sich vage Begriff der Gesammtheit in concreter Form sich krystallisirt, gefasst; dahin lauten die Definitionen eines Plato, Aristoteles,

Hegel &c. *Mutatis mutandis* gilt dann das für den Staat im Besonderen Gesagte für alle socialen Gebilde: Nation, Confession, Provinz, Gemeinde, (erblicher) Stand, Selbstverwaltungskörper aller Art &c. Ueberall ist das Individuum nur als das in stetem Wandel begriffene Glied des ewigen socialen Organismus zu fassen.

Auf diesen Grundideen bauen sich nun alle socialphilosophischen Anschauungen und Systeme auf. So mannichfaltig sie sein mögen, zwei Grundrichtungen lassen sich in denselben immer verfolgen: die individualistische auf der einen, die socialistische auf der anderen Seite. Wie alles physische und geistige Leben in unserer Welt ohne den Gegensatz *in thesi*, der den Kampf *in praxi* erzeugt, schlechthin undenkbar ist, so beruht alle sociale Entwicklung auf dem Kampfe zwischen Individualismus und Socialismus. Beide Richtungen haben zwar das Wohl des menschlichen Individuums zum Zwecke, aber, wie geschildert, mit dem durchgreifenden Unterschiede, dass der Individualismus das gegenwärtig lebende Individuum schlechtweg, in Loslösung von der historischen Kette, auf die es sich reiht, der Socialismus — die Gesamtheit als einheitliche Kette, und das Individuum nur als Glied dieser Kette, d. h. in stetem Hinblick auf kommende Geschlechter, in den Brennpunkt seiner Weltanschauung stellt. Mit der Devise:

«Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht»

betrifft der Individualismus die Bahn politischen Handelns. Unter dem Gesichtspunkte: Opfer zur Förderung des Gemeinwesens für die Zukunft, wagt sich der Socialismus im gekennzeichneten höheren Sinne an seine Aufgabe. Mag auch die letztere Richtung aus tieferem und edlerem Geiste geboren sein, nothwendig für den social-politischen Entwicklungsprocess sind sie beide, denn ihr steter Kampf ist die bewegende Kraft im Gemeinschaftsleben. Und wie nun in jedem Momente beide Strömungen im socialen Strudel zusammenwirken, stellt sich der jeweilige Modus gemeinwirthschaftlicher Organisation immer als ein in bestimmter Weise geschlossener Compromiss zwischen extremem Individualismus und extremem Socialismus dar (Wagner). — Unter welchen Bedingungen dieser nothwendige Compromiss abzuschliessen sei, darin gipfeln eben alle Parteigegensätze im socialpolitischen Leben: es ist ein Streit, der nie zu allendlichem Austrage kommen wird, noch auch kommen soll, denn sein Aufhören würde den Stillstand des socialen Uhrwerks bedeuten.

Auf diesem theoretisch-philosophischen Hintergrunde nennen wir nun *in praxi* alle Parteiströmung, die mehr auf die Seite des Individualismus neigt, eine individualistische, alle mehr unter dem Gesichtspunkte des Socialismus sich bewegende dagegen socialistisch. Der materielle (wesentliche) Unterschied in den Principien wird im praktisch-politischen Leben ein gradueller Unterschied. — Betrachten wir nun das Bild des politischen Parteiensystems, z. B. im deutschen Reichstage, in Hinsicht auf seine Zusammensetzung in dieser Beziehung, so werden wir beobachten können, dass die Schattirung aller individualistisch gefärbten Theile eine verhältnismässig gleichartige ist, während die socialistisch gefärbten eine unendliche Mannichfaltigkeit der Nüancirung aufweisen. Woher das? Der Individualismus ist eben in sich einheitlicher, denn er hat ein absolutes Moment: die Devise «Jeder für sich!» ist in allem Wechsel der Zeiten unwandelbar, und das darwinistische Princip des Kampfes ums Dasein trägt in sich mehr oder weniger schon die Negation jeder Organisirung des Gesellschaftskörpers. Denn Regellosigkeit und Regierungslosigkeit sind immer dieselben, gleichwie der leere Raum ewig leer bleibt; staatliche Ordnung aber ist Mannichfaltigkeit und wechselnde Combination organischer Gebilde. Daher im Lager der Socialisten, der Theoretiker und der Praktiker, welcher Farbenreichthum in den Abzeichen der einzelnen Heeresgruppen! Da giebt es einen autoritär-monarchischen oder Staatssocialismus, einen wissenschaftlichen oder Kathedersocialismus, einen conservativen und einen liberalen, einen christlichen und einen atheistischen Socialismus, und wie sie alle heissen mögen¹. Denn hier handelt es sich ja um Gegensätze in Bezug auf die rechtliche und wirtschaftliche Organisation der Gesamtheit, des Staates, der Commune &c. Da hält die abstract-absolute Auffassung nicht Stich; ist doch der sociale Organismus ein höchst complicirt und fein gebildetes Wesen, welches historisch-relativ, d. h. je nach den Anforderungen der gesammten Zeitlage, beurtheilt sein will. So ruhen die Principien, welche die Socialisten edleren Geblütes auf ihre Fahne schreiben, recht eigentlich auf der tief wissenschaftlichen Grundlage der historischen Forschungsmethode, die die Wissenschaft unseres Jahrhunderts, vornehmlich auf den Gebieten der Philosophie (Fichte, Hegel, Schelling), des Rechts (Savigny, Niebuhr) und der Nationalökonomie (Roscher, Hildebrand, Knies,

¹ In wie weit auch Communismus und Socialdemokratie hierher zu rechnen seien, davon weiter unten im zweiten Abschnitte.

Rodbertus, Stein, Schmoller &c.), so rühmlich auszeichnet. Welcher unerschöpfliche Reichthum an lebendigen Gesichtspunkten in immer neuer Gestaltung entfaltet sich hier gegenüber der todten Gleichartigkeit des manchesterlichen «*Laissez faire, laissez aller! Le monde va de lui même!*»!

Darf man denn nun aber wirklich Alles Socialismus nennen, was diesem Grundprincip des liberalistischen Individualismus widerspricht? Die Frage dürfte in bejahendem Sinne zu beantworten sein. Denn der Staatsbegriff — welcher dem Socialismus im Vordergrund steht — ist an sich schon die directe Negation des *laissez faire*. Der Staat hat den Zweck, die Dinge nicht ihren Lauf gehen zu lassen, sondern zu ordnen, zu befehlen, zu zwingen! Betrachten wir hier nur die wirtschaftlichen Functionen des Staates. Der Staat ist auf ökonomischem Gebiete die «höchste Form der Zwangsgemeinwirtschaften». In dieser von Adolph Wagner so trefflich gewählten Definition liegt der unvermeidlich socialistische und sogar communistische Charakter des Staates deutlich enthalten. Kraft seiner Finanzhoheit verfügt nämlich der Staat über Einkommenbeträge seiner Unterthanen, die er durch das Mittel der (directen und indirecten) Besteuerung einzieht, um sie zu seiner eigenen Erhaltung und zum Wohle seiner Bürger nach selbständiger Bestimmung zu verwenden. Was ist das denn anders, als die Verwirklichung socialistischer Grundsätze, deren theoretischer Kern in der diesen Zeilen vorangestellten Definition Professor Dietzels ausgedrückt ist? In geradem Gegensatze zu dem krass individualistischen «Princip der Leistung und Gegenleistung» greift der Staat in seiner finanziellen Thätigkeit unumgänglicherweise in die Erwerbs- und Vermögensverhältnisse der Einzelnen ein; ja in seiner Eigenschaft als Zwangsgemeinwirtschaft ist er ohne den socialistisch-communistischen Gedanken selbst gar nicht denkbar und muss, desselben entleert, als Wesenlosigkeit in Nichts zusammensinken. Dasselbe gilt *mutatis mutandis* für jede niedere — provinziale oder communale u. s. w. — Form der Zwangsgemeinwirtschaft. Nicht um das «Entweder — Oder» handelt es sich daher in Bezug auf den Socialismus, sondern nur um das «Mehr — Weniger», wie Wagner so scharf hervorhebt. Bis zu einem gewissen Grade ist also das allgemeinste Princip des ökonomischen Socialismus, welches in nichts Anderem, als in dem zu ihren Gunsten geschehenden zwangsweisen Eingreifen der Gesamtheit in die Eigenthumssphäre der Einzelnen

besteht, in der ganzen staatenbildenden Culturwelt zum Theil schon seit Alters verwirklicht. Wir brauchen nur einen Blick auf den Bestreitungsmodus der Staatsausgaben im Allgemeinen, im Besonderen z. B. etwa auf die Art der Kostendeckung im Schul- und Universitätswesen¹, auf das Eisenbahntarifwesen &c. zu werfen, um uns davon zu überzeugen. Hier werden überall Einkommensteile der Staatsbürger, die der Fiskus im Besteuerungswege zwangsweise eingezogen hat, dergestalt verwandt, dass eine genaue *Proportionalität* zwischen den Vortheilen, die der Einzelne aus den Staatsleistungen zieht, und den Opfern, die er in Steuerform gebracht hat, ausgeschlossen ist und nie hergestellt werden kann. Vom «rein finanziellen» Gesichtspunkte wird im Besteuerungswesen der «socialpolitische» unterschieden (Wagner). Derselbe besteht in der Berücksichtigung der *ökonomischen Leistungsfähigkeit* der einzelnen Steuersubjecte und verwirklicht sich vornehmlich in der *Progressivität* des Einkommensteuerfusses², ferner in dem verschiedenen Besteuerungsmasse des Arbeits- und des Renteneinkommens, in der Steuerfreiheit des sog. «Existenzminimums» &c. Solchergestalt tritt, freilich von vielen Seiten aufs Heftigste

¹ «Das Schulwesen — von der Volksschule bis zur Hochschule — ist gerade das, wo dieser «communistische» Charakter sich besonders prägnant zeigt» (Wagner, Finanzwissenschaft und Staatsocialismus. Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. 43. Bd. Jahrg. 1887. Tübingen 1887). Schulgeldfreiheit! In Preussen standen z. B. i. J. 1876 18,3² Mill. Mark unter den fortdauernden Ausgaben des Staates für die Volksschulen, während i. J. 1882 (nach Gerstfeldts Berechnung) der Aufwand für Volksschulen in Preussen 20,439,000 Mark seitens des Staates und 89,341,000 Mark seitens der Gemeinden betrug. — In Bezug auf die Universitäten sei bemerkt, dass z. B. i. J. 1876 vom Etat der Universität Berlin, welcher 1,357,000 Mark betrug, nicht weniger als 1,238,000 Mark von Staats wegen bestritten wurden! Preussen verwandte im Anfange des verflossenen Jahrzehnts über 6 Mill. Mark jährlich für seine Universitäten. In Marburg betrug im Sommersemester 1884 die Zahl der Studirenden 803, die Summe der Ausgaben bezw. Einnahmen der Universität betrug 610,861 Mark; bei Kostendeckung nach dem Princip der Leistung und Gegenleistung hätte danach jeder Student jährlich 760 Mark zahlen müssen. In Kiel waren zur selben Zeit 421 Studirende, während die jährliche Ausgabesumme sich auf 661,210 Mark belief, was bei Repartition auf den Einzelnen 1570 Mark ergeben hätte! In beiden Fällen floss (abgesehen von den Revenuen eigener Fonds) ca. 1/2 Mill. Mark aus Staatsfonds!

² In der Veranlagung der preussischen Klassensteuer für das Finanzjahr 1. April 1882—83 betrug der geringste jährliche Steuersatz (Einkommensgrösse von 420—660 M.) 3 Mark, der höchste (Einkommensgrösse 2,880000—2,940000 M.) 86400 Mark. Der ärmste Mann zahlte also an directer Einkommensteuer nichts, der reichste dagegen 86400 Mark im Jahre!

bekämpft, an die Stelle der «Genusstheorie» in der Besteuerung mehr und mehr die «Opfertheorie» (Wagner). Sie hat ein durchaus socialistisches Princip zu thatsächlichem Ausdrucke geführt.

Diese Entwicklung der Finanzgesetzgebung eröffnet uns eine weite Perspective in die Zukunft. Mit Sicherheit dürfen wir annehmen, dass im Wirthschaftsregime des Zukunftsstaates die Tendenz des Socialismus in verstärktem Masse sich zur Geltung bringen wird. Berühren wir z. B. ein anderes Gebiet aus dem Steuerwesen, die Erbschaftsbesteuerung. Wenn französische Communisten vom Schlage Bazards und Enfants in phantastischem Uebereifer die Aufhebung des Erbrechts proclamirt hatten, so war der natürliche Widerhall, den ein solcher Radicalismus fand, zunächst freilich die um so schärfere Betonung des individualistischen Privateigenthumsbegriffes, wie er im römischen Rechte seine consequenteste, typische Ausbildung erhalten hat. Aber in eben diesen streng individualistischen Eigenthumsbegriff wurde in der Folgezeit durch die Umwandlung der öffentlichen Meinung über diese Fragen Bresche auf Bresche geschlagen. Der grosse Jurist Dr. Rudolf von Ihering in Göttingen verliess den rechtsphilosophischen Boden der römischen Eigenthumstheorie. Prof. Adolph Wagner in Berlin hebt hervor, dass aus dem Privateigenthumsbegriffe an sich das Erbrecht mit nichten als logische Consequenz abzuleiten sei. Mit ihnen anerkennen zahlreiche andere Gelehrte, die gemeinlich unter dem Namen der Kathedersocialisten zusammengefasst werden und auf den europäischen Universitäten viele Lehrstühle innehaben, dass die rechtliche Eigenthumssphäre des Individuums überall den Beschränkungen unterliegen müsse, welche die Rücksicht auf das Gedeihen der Gesammtheit erfordere. Es ist dies der socialphilosophische Kern ihrer Systeme. So ist die Socialisirung des Eigenthumsbegriffes aus den Romanen communistischer Schwarmgeister in die Studirstube nüchterner Gelehrter vorgedrungen, und nicht lange hat es gedauert, bis sie ihren Sitz auch in die Cabinette der Staatsmänner verlegte, um in der Finanzgesetzgebung zu praktischem Ausdruck zu gelangen. Auch die Erbschaftsbesteuerung ist gegenwärtig fast überall eingeführt¹.

¹ Gewöhnlich sind auch die nächsten Verwandten steuerpflichtig (sei es auch nur mit 1 pCt.), so in England, Frankreich und Oesterreich. In Deutschland herrschte für die Descendenten und Ascendenten Erbschaftssteuerfreiheit. Im Allgemeinen waren befreit in England Beträge unter 20 (bei Immobilien unter

Alle Zeichen der Zeit lassen darauf schliessen, dass dieser Socialisirungsprocess des Eigenthumsbegriffes noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht, vielmehr eine weite Zukunft vor sich liegen hat. Auch hier tritt es immer deutlicher zu Tage, dass wir es nur mit graduellen, mit Massunterschieden zu thun haben, und dass daher Alle, die über den Socialismus in Bausch und Bogen das Verdammungsurtheil sprechen — wodurch sie sich implicite zum Manchesterthum bekennen — mindestens ebenso gefährliche Irrwege gehen, wie die extremen socialistischen Träumer und Utopisten. Sie verkennen den Zug und die Zeichen der Zeit. Und darin liegt die grosse Gefahr einer solchen schroff abwehrenden Haltung dem Socialismus gegenüber. Der radicale Socialist ist ja leicht zu widerlegen. Ueberall wird ihm Kritik und Skepticismus entgegengetragen, und kaum einen vernünftig denkenden Menschen mag es heutzutage geben, der seinen Versprechungen noch Glauben schenkte. Dagegen ist der Schaden, den die geschworenen Feinde jedes gesund-socialistischen Gedankens anrichten, die Leute, welche vornehm die Nase rümpfen und etwas von dem Geruch, der der Hefe des Volkes anklebt, zu wittern meinen, sobald sie nur in der Ferne das Wort Socialismus aussprechen hören, ein weit grösserer¹. Aber mögen sie auch manche Proselyten machen, auf die Dauer werden diese Leute, die zum grossen Theil aus vornehmthuenden Bourgeois und Geldprotzen (so z. B. in gewissen vom Interesse des Geldsäckels geleiteten Kreisen der deutsch-freisinnigen Partei) bestehen, den historischen Gang der Ereignisse, die mit innerer Nothwendigkeit ihren Verlauf nehmen, nicht aufzuhalten vermögen. Umsonst ist ihr Widerstreben, ver-

100) Pf. St., in Preussen Beträge unter 50 Thlr. Diese nach Wagners Finanzwissenschaft gegebenen Daten sind aus dem Jahre 1880.

¹ Von diesem Vorwurfe kann auch Herr Prof. Heinr. von Treitschke nicht freigesprochen werden. In seiner mit dem «dithyrambischen Schwung glänzender Rhetorik» geschriebenen Streitschrift gegen Prof. Dr. Schmo'ler (Der Socialismus und seine Gönner. Berlin 1875) ist er einseitiger Reactionär, der über Socialismus, Communismus und Socialdemokratie mit ununterschiedlicher Strenge zu Gerichte sitzt. Aber Treitschke ist überhaupt — man mag sagen, was man wolle — mehr subjectiv fühlender Künstlergenius, als objectiv urtheilende Gelehrtennatur. Schmollers mit trefflicher Nüchternheit geschriebene Entgegnung (Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. Jena 1875) ist in ihren Grundzügen durchaus zu billigen. Die zwischen zwei so hervorragenden Geistern geführte Polemik über den Socialismus wirft ein helles Licht auf die unerschöpfliche Vielseitigkeit der Frage, deren völlige Klärung, wie bereits betont, nie erzielt werden kann.

geblich ihre Gegenwehr. «Die Macht der Dinge und die immanenten Entwicklungsgesetze der letzteren erweisen sich eben stärker als aller Doctrinarismus.» Das socialwirthschaftliche Leben drängt sich mit Gewalt in eine neue Phase. Den durch die Einführung der Dampfmaschine radical veränderten Bedingungen des ökonomischen Lebens muss eine entsprechende Umgestaltung der volkswirtschaftlichen Organisation folgen. Der Rahmen der alten corporativen Verbände (Handwerksinnungen z. B.) erwies sich als zu eng für die neue, ins Grosse gehende Productionstechnik. Durch revolutionäre Stürme, die über ganz Europa dahinbrausten, beschleunigt, erfolgte ihre Auflösung. Haltlos sah sich der im Quirlstrudel der freien Concurrrenz auf sich allein angewiesene Arbeiter dem capitalistischen Privatunternehmer, dem souveränen Inhaber des Grossbetriebes preisgegeben. Um Schutz rief seine bedrohte Existenz, deren Kläglichkeit er um so schwerer empfinden musste, je mehr durch den allgemeinen Schulzwang, das allgemeine politische Stimmrecht &c. sein Bildungsniveau sich hob. Der Gegensatz zwischen rechtlicher Freiheit und ökonomischer, d. i. thatsächlicher Unfreiheit wurde dadurch immer klaffender. Es hiess und heisst noch, entweder durch eine vernünftige, den veränderten Umständen angepasste Neuordnung des Erwerbs- und Eigenthumsrechtes die gewonnenen neuen Kräfte zum allgemeinen Vortheile der Menschheit verwerthen, oder aber sich von ihrer Wucht zermalmern lassen. Gesprengt sind die alten Formen. Der frische, gährende Most bedarf neuer Schläuche. Diese Gründe oder vielmehr diese That-sachen haben die Socialwirthschaft in ein neues Stadium der Entwicklung hinübergeleitet. Dem zur Devise des Staatsocialismus gewordenen Worte des grossen Rodbertus «die Volkswirthschaft muss wieder mehr S t a a t s w i r t s c h a f t werden» folgend, ist sie in dasselbe bereits eingetreten. 1875 ging Rodbertus zu den Todten, Rodbertus, der durch sein ganzes Leben in den einsamen Studien zu Jagetzow und im Getriebe des politischen Lebens, in welchem er je nach dem Wechsel des Parteibildes den verschiedensten Richtungen folgte, diesem einen Ziele nachgestrebt hatte. Seit seinem Tode ist dasselbe bereits in bedeutendem Masse verwirklicht worden. Darüber belehrt uns u. a. ein Blick auf die grossen Erfolge, die das verflossene Jahrzehnt auf dem Gebiete des A r b e i t e r - v e r s i c h e r u n g s w e s e n s aufzuweisen hat¹. Dass auch in

¹ Im deutschen Reiche sind bis jetzt eingeführt worden: Unfallversicherung, Krankenversicherung, in letzter Zeit auch die Alters- und Invaliditäts-

der zum grossen Theile durch Staatszuschüsse fundirten Arbeiterversicherung ein socialistisches Princip zu thatsächlicher Erscheinung gelangt ist, dürfte aus dem oben Gesagten genugsam erhellen. Und nun vollends das grosse Capitel der Verstaatlichungen, z. B. im Verkehrswesen (Staatseisenbahnen), im Bank- und Versicherungswesen &c. &c.!

Die angeführten Beispiele, denen noch manche hinzugefügt werden könnten, sollten darthun, in wie hohem Grade die Staatswirtschaft bereits von socialistischen Maximen durchsetzt ist. Es kann in der That nicht genug hervorgehoben werden, dass der Socialismus längst aufgehört hat, eine Chimäre, eine Utopie zu sein. Er ist aus der Kindheit eines naiven Idealismus, aus dem Jünglingsalter der Schwärmerei zur Mannbarkeit herangewachsen, er ist Wirklichkeit geworden.

Indem wir dieses anerkennen, indem wir uns der von socialistischem Geiste durchtränkten staatswirtschaftlichen Ordnung der Gegenwart nicht nur gezwungen fügen, sondern sie als eine Verwirklichung höherer sittlicher Anforderungen, vor Allem eines vertieften Gemeinheitsbewusstseins freudig bewillkommen, bekennen wir uns sammt und sonders als Socialisten. Zerfallen sind wir mit dem Dogma des liberalistischen Individualismus, mit dem *«laissez faire»*; wir anerkennen das Recht und die Pflicht des Staates als einer Macht göttlichen Ursprungs, zu Gunsten der bedrückten Klassen in den Gang des Wirtschaftslebens einzugreifen. Wir halten es für einen der erhabensten Vorzüge des Monarchen, sich der Schwachen und Bedrängten anzunehmen. Brauchen wir uns denn auch zu scheuen, uns als Socialisten zu bekennen, nachdem die grössten Staatsmänner es gethan haben? Friedrich der Grosse soll gesagt haben — es klingt ihm fürwahr ähnlich —: *«Quand je serai roi, je serai le vrai roi des gueux.»* Wilhelm I., der Begründer des neuen deutschen Reiches, hat in der welthistorischen Botschaft vom 16. November 1881 laut und unzweideutig verkündet, dass er sich zum Schirmherrn der Schwachen machen und in arbeiterfreundlichem Sinne die Socialpolitik leiten wolle. Bismarck richtete einst an einen Professor über Tische die Frage: *«Sie sind vermuthlich Kathedersocialist?»* und auf die Antwort *«Ja, Excellenz»* erwiderte er: *«Und warum*

versicherung. Trotz der Grösse der zu überwindenden Schwierigkeiten aller Art nimmt die Erledigung dieser Lebensfrage des Gesamtorganismus stetigen Fortgang.

nicht Socialist kurzweg? Ich, ich bin auch Socialist . . . » Dass Fürst Bismarck diese Worte auch in die That zu übersetzen versucht hat, ist allbekannt. Obgleich «durchaus nicht abgeneigt, die Ideen eines Rodbertus und eines Lassalle anzunehmen» (Laveleye), sah er sich doch zu ununterbrochen durch die wichtigeren Fragen der Gründung und Erhaltung des gesammten Reiches in Anspruch genommen, um der socialen Frage seine volle Arbeitskraft zu widmen. «Es war nicht mein Departement», so hat er sich selbst in der Reichstagssitzung vom 17. September 1878 über diesen Punkt geäußert, «ich hatte die Zeit nicht dazu, es kamen kriegerische Verhältnisse, die auswärtige Politik wurde thätiger» &c. Zudem unternahm der Kanzler bekanntlich nie etwas, von dessen Ausführbarkeit er nicht im Voraus fest überzeugt war. Da es aber in der socialen Frage, mehr wie in irgend einer anderen, immer ein Wagen gilt, dürfen wir dem entschlossenen Vorgehen des jungen deutschen Kaisers die unbedingtste Anerkennung entgegenbringen, wenn er die weitere Ausführung des von seinem erhabenen Grossvater in der erwähnten Botschaft von 1881 entworfenen Programmes unternimmt. Sollte die seit dem 3. (15.) März in Berlin tagende internationale Arbeiterschutzzonferenz auch nicht in dem erwünschten Masse zu positiven Resultaten führen, so wird doch unzweifelhaft schon durch ihr Zusammentreten der Geist, dem sie so lebhaften Ausdruck verleiht, erstarken und immer gewaltiger über die ganze Culturwelt dahinbrausen. Und wenn wir uns auch noch lange mit Geduld rüsten müssten, es wird nicht nur bei den Worten bleiben. Das Königthum beginnt, «wie Stein es näher ausführt, die Wurzeln seiner Kraft wieder in das fruchtbare Erdreich des Volkes zu versenken und sich zu der einzig möglichen Form der Monarchie der Zukunft, dem socialen Königthum auszugestalten».

Wenn wir diesen Worten beistimmen und damit den Staat als eine mit autoritativen, rechtlich-sittlichen Befugnissen ausgestattete Machtquelle in seiner Bedeutung für die sociale Frage würdigen, wenn wir es wünschen, dass er auf dem betretenen Wege weiterschreite, so ist unser socialpolitisches Glaubensbekenntnis das des Staatssocialismus.

Und noch eine andere Quelle ist es, aus der wir uns immer aufs Neue den Becher des Socialismus schöpfen: das Christenthum. Neben dem Staate ist die Kirche zur Mitarbeit an der Lösung der socialen Frage berufen. Da nun aber die Christenheit auf der Erde leider keine einheitliche, sondern eine in Confessionen

zersplitterte ist, so bedarf es hier immer vor Allem des Zurückgehens auf die Urquelle, die in den vier Evangelien niedergelegten Lehren Christi selber. Ueber das Verhältnis derselben zum ethisch-philosophischen Kerngedanken des Socialismus ist viel gestritten worden, und trotz bemerkenswerther Stimmen auf diesem Gebiete ist es zu einem definitiven Austrage der hochinteressanten Frage bis jetzt nicht gekommen¹. In den Lehren Christi sind jedenfalls individualistische und socialistische Züge in inniger gegenseitiger Durchdringung zu finden. Individualistisch ist die Betonung des Werthes der einzelnen Menschenseele im Gegensatze zur antikeidnischen Anschauung (Sclaverei, untergeordnete Stellung des Weibes), die Hervorhebung der individuellen Freiheit und sittlichen Selbstbestimmung (Autonomie). Durch und durch socialistisch dagegen — hierin zeigt sich der feine und wunderbare Zusammenhang beider sonst so grell contrastirenden Weltanschauungen, der individualistischen und der socialistischen — ist die von Christo gepredigte allgemeine Menschenliebe und Brüderlichkeit, die kosmopolitische, in grossem Stil sociale Tendenz seiner Lehre, die über alle Unterschiede der Nationalität, des Standes und Besitzes hinweg für Gross und Klein, Hoch und Niedrig, Reich und Arm dieselbe Liebe und die gleiche Erlösung verhiess und ein grosses Zukunftsreich des Friedens verkündigte.

Die grossartige sociale Bedeutung des Christenthums ist denn auch, besonders in unserem Jahrhundert, für hervorragende Köpfe ein Gegenstand des Nachdenkens geworden. St. Simon († 1825) hat sie in seinem *«nouveau christianisme»* behandelt. Rodbertus widmet ihr schöne Worte, wenn er sagt: «Das Christenthum hat nicht die Aufgabe, die arbeitende Klasse zur Unterwürfigkeit unter die gegen-

¹ Ueber den Begriff «christlich-social» schwillt die Literatur immer mehr an. Besonders seien genannt: Stöcker, Die Bibel und die sociale Frage. 15. Aufl. Nürnberg 1881. Stöcker, Socialdemokratisch, Socialistisch und Christlich-Social. 2. Aufl. Braunschweig 1880. Ferner andere Vorträge und Broschüren von Stöcker, sowie die Flugblätter der «christlich-socialen Partei», in Berlin erschienen. — v. Oettingen, Was heisst christlich-social? Reval 1886. («Balt. Mon.» Bd. XXXIII, Heft 2 u. 3). v. Ruckteschell, Reich Gottes und Welt in der Kirche, speciell in ihrer Beziehung zum Staat, zur socialen Frage und zur kirchlichen Organisation. Conferenztthesen. Riga 1888. Uhlhorn, Catholicismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage. 2. Aufl. Göttingen 1887. Bei Uhlhorn finden sich Literaturangaben. Vgl. besonders auch die trefflichen Capitel in dem erwähnten Werke Laveleyes, welche die evangelischen und die katholischen Socialisten behandeln.

wärtigen socialen Gesetze, sondern die Besitzenden zur Aenderung derselben zu bestimmen.» Wenn er aber denselben voranschickt: «Wie hat sich das Christenthum gewandelt! Aus der treibendsten socialen Kraft, die zu ihrer Zeit alle Grundlagen des Staats und der Gesellschaft umschuf, ist es zu einer Conservierungsanstalt geworden», so sind wir berechtigt diesen schweren Vorwurf zurückzuweisen. Das Christenthum ist keine Conservierungsanstalt mehr. Die Kirche aller Confessionen arbeitet rüstig mit an dem grossen socialen Reformwerke. Die sociaethischen Lehren Christi, welche in der Bergpredigt ihren erhabensten Ausdruck gefunden haben, werden aus dem Staube vernünftelter Scholastik, aus dem Schutte knöcherner Dogmatik wieder, wie heilige Antiken von unvergänglichem Werthe, aus helle, lebendige Licht der Sonne hervorgegraben, und freudig begrüsst sie eine Zeit thatkräftiger Erneuerung. «Das Christenthum,» sagt Fichte — sehr prägnant fasst Laveleye in diesen schönen Worten den Glauben der «Evangelisch-Socialen» zusammen — «das Christenthum trägt in seinem Innern noch eine Gewalt der Wiedererneuerung, die man nicht vermuthet. Bis jetzt hat es nur auf die Einzelnen und indirect auf den Staat gewirkt. Aber wer seine innere Thätigkeit zu schätzen vermocht hat, sei es im Glauben oder als unbefangener Denker, der wird zugeben, dass es eines Tages eine innere und organisatorische Macht der Gesellschaft werden wird, und dass es sich dann der Welt in der ganzen Tiefe seiner Auffassungen und in dem ganzen Reichthum seiner wohlthätigen Wirkungen erschliessen wird.» — In diesem Lichte erhalten viele Worte Christi eine neue, weitere Bedeutung. So darf man auch der originellen, wenngleich anfechtbaren Auslegung des Amerikaners Henry George nicht alle Berechtigung absprechen, wenn er in seinem Buche «Sociale Probleme» sagt: «Schon in unserer Gesellschaft giebt es eine begünstigte Klasse, welche nicht für den nächsten Morgen zu sorgen braucht — was sie essen oder was sie trinken oder womit sie sich kleiden sollen. Und kann es nicht sein, dass Christus mehr als ein Träumer war, als er seinen Jüngern sagte, dies werde in jenem Reiche der Gerechtigkeit, nach welchem zu streben und um welches zu beten er sie lehrte, die Lage Aller sein?»

Was nun die Stellungnahme der einzelnen christlichen Confessionen zum Socialismus anlangt, so lässt sich im Grossen und Ganzen beobachten, dass man sich katholischerseits noch intensiver mit socialen und volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigt hat, als

in protestantischen Kreisen. Ist doch die katholische Kirche, gekennzeichnet durch das Zurücktreten der individuellen Ueberzeugung hinter dem Gefühle der Einheitlichkeit und Gemeinschaft, überhaupt eine mehr sociale Kirche, eine Kirche der Organisation. Dem gegenüber hat der Protestantismus im Ganzen mehr die individuelle Freiheit betont (er hat auch immer mehr persönlich als anstalts- und vereinsmässig gewirkt) und sich leider zuweilen in eine idealistische Sphäre verflüchtigt, auf die sich der Durchschnitt der Volksmasse nicht immer mit zu erheben vermochte. Der Katholicismus verfolgt zwar weniger Vollkommenes, aber eher Durchführbares, der Protestantismus jagt den höchsten Idealen nach, hinter denen die Wirklichkeit des Lebens immer zurückbleiben muss¹. Mit um so grösserer Anerkennung ist im Lager der Evangelisch-Socialen ein Mann wie Stöcker zu betrachten, mag auch bei ihm der Spruch «wo viel Licht ist, ist viel Schatten» sich bewahrheiten. Hofprediger Stöcker ist ein socialer Kopf und ein Volksredner *par excellence*, ein Mann, der den unergründlichen socialen Gehalt des Christenthums voll erfasst und durch mehr als ein Decennium heisser Arbeit, allen gehässigen Anfeindungen Trotz bietend, praktisch verwerthet hat²;

¹ Nur auf einen Zug im Katholicismus soll hiermit hingewiesen, daraus nicht aber ein allgemeines Urtheil zu dessen Gunsten abgegeben werden. Als Gegenstück mag ein noch wenig bekanntes, nur gegen den Katholicismus gerichtetes Gedicht Goethes vom 31. October 1817 (veröffentlicht 1819) hier Platz finden.

Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Dass ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle bass verdriessen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und dass der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegeben Kraft
Nicht ungenutzt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

² Es ist merkwürdig, wie Hofprediger Stöcker und Prof. v. Oettingen in ihrer Anschauungsweise gleichsam an einander vorübergehen: Stöcker — der geborene Praktiker und Parteiagitator, v. Oettingen — ein Mann der Wissenschaft und tiefer Gelehrsamkeit. Beider Gesichtspunkte und Ziele sind so verschieden, dass es kaum möglich scheint, das Facit aus den zwischen ihnen obwaltenden Differenzen (vgl. die oben erwähnte Schrift von Oettingens) zu ziehen.

ein Mann von Organisationstalent, der weit entfernt ist, in die einseitige, extrem-protestantische Freiheitsverherrlichung zu verfallen, deren ein Uhlhorn sich schuldig macht, wenn er (a. a. O. p. 30) sagt: «Uns steht der freie Arbeitsvertrag sittlich höher als die mittelalterliche Gebundenheit (!), denn zur Freiheit der Kinder Gottes durchgedrungen, wissen wir auch jede andere Freiheit als ein sittliches Gut zu schätzen.» Bei Wahrung aller dem Herrn Abte schuldigen Hochachtung können wir nicht umhin, hierin eine gründliche Begriffsverwirrung zu sehen. Darf man denn das für die persönliche Glaubensüberzeugung geltende individualistische Freiheitsprincip ununterschiedlich auch auf das Gebiet gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens übertragen und durch die «Freiheit der Kinder Gottes» das System der freien Concurrenz sanctioniren wollen?! Hat nicht das langjährige Debut des Liberalismus auf der Bühne der Wirthschaftspolitik zur Genüge bewiesen, dass die schrankenlose rechtlich-ökonomische Freiheit thatsächliche Unfreiheit erzeugt? Der norwegische Dramatiker Ibsen, der nicht das reale Leben, sondern eine ekle Zerrgestalt desselben auf die Bretter des modernen Theaters gebracht hat, beschliesst sein Schauspiel «Die Stützen der Gesellschaft» mit dem Satze: «Freiheit und Wahrheit — das sind die Stützen der Gesellschaft.» Es zeigt sich hierin wiederum, wie stark die realistische Richtung, als deren typischer Vertreter ein Ibsen gelten darf, im Negiren, wie schwach sie im Schaffen ist. Denn wenn wir erwägen, dass der abstracte Wahrheitsbegriff nur im Reiche des logischen Gedankens, d. i. in der exacten Wissenschaft seine Existenzberechtigung haben kann, während auf allen anderen Gebieten das Wort Goethes «Was fruchtbar ist, allein ist wahr» Anwendung findet; wenn wir ferner bedenken, dass der Begriff der Gesellschaft schon an sich die Negation absoluter Freiheit, d. h. die Gebundenheit und Abhängigkeit in sich schliesst, so werden wir den Ibsenschen Satz mit Fug zurechtstellen können, indem wir sagen: die Stützen der Gesellschaft sind Religion, Autorität und Pietät, Familien- und Gemeinsein, Pflichtgefühl und Opferwilligkeit. Die fundamentale Stütze der Gesellschaft ist der Socialismus im tiefsten und höchsten Sinne des Wortes, in welchem wir darunter eine Geistesrichtung verstehen, die das Gesammtwohl durch hingebende Arbeit der Einzelnen und speciell durch Opfer der besitzenden Klassen zu Gunsten der leidenden zu stützen und zu fördern bestrebt ist. Dieser «durch und durch volksthümliche, Socialismus» ist, wie Prof. Dietzel sagt,

eine Denkweise, «aus welcher nicht der Sirenengesang des französischen Communismus von Freiheit, Glück und Genuss, sondern der ernste Choral der Pflicht uns entgegenhallt.» Und in diesem Sinne ist der Socialismus das Banner, unter dem die Zukunft des Staatslebens ihre glänzendsten Siege feiern wird.

In Vorstehendem ist eine Würdigung des Socialismus im «allgemeineren» Sinne, sowol als socialphilosophischer Strömung, wie auch mit Rücksicht auf seine bisherige Verwirklichung in der Wirthschaftsgesetzgebung versucht worden. Absichtlich ist nur die eine Seite des Bildes dem Leser zugekehrt worden. Einen Blick auf die Nachtseiten des Socialismus überhaupt, ferner auf den Socialismus im «specielleren» Sinne, d. h. auf die radical-socialistischen Elemente und deren Tendenzen, auf die nicht bauenden, sondern zerstörenden Kräfte, gegen welche das «Socialistengesetz» geschaffen wurde, insbesondere auf die Socialdemokratie und ihre Parteistellung im deutschen Reichstage soll der im Maihefte folgende Schlussabschnitt dieser Arbeit werfen. Den lichtvollen Zügen, die unserem Jahrhundert Ehre machen, soll ein Bild tiefer, besorgniserregender Schatten folgen.

Sollte es dem Verfasser auch nur im allergeringsten Massstabe gelungen sein, durch obige Darlegung die «Salonfähigkeit» des Socialismus nachgewiesen zu haben, so würde er den Zweck seiner Arbeit als vollständig erreicht ansehen.

R i g a , Mitte März 1890.

B. v. S.





Ein Capitel aus der baltischen Culturgeschichte.

Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588—1888 von Arend Buchholtz. Festschrift der Buchdrucker Rigas zur Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Einführung der Buchdruckerkunst in Riga. Riga, Müllersche Buchdruckerei 1890. 4. VIII + 377 S. und sechs Steindrucktafeln.

Als die rigaschen Buchdrucker vor zwei Jahren sich vereinigten, um so zu sagen ihren eigenen Geburtstag, das dreihundertjährige Fest der Einführung der Buchdruckerkunst in Riga, zu feiern, beschlossen sie auch die Herausgabe einer Festschrift, die der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen übertragen wurde, welche ihrerseits wiederum ihren Bibliothekar, Arend Buchholtz (seit Anfang d. J. Bibliothek- und Archivassistent beim berliner Magistrat) mit der Ausführung der Arbeit betraute. Aus der anfangs geplanten schlichten Bibliographie der Drucke Niclas Mollyns, dem wir die Einführung der weltbewegenden Kunst in unseren Landen verdanken, ist jene Prachtmonographie erwachsen, deren Titel wir oben verzeichnet haben, jener stattliche Band heimischer Buchdruckergeschichte, geziert mit interessanten Facsimiles, trefflich ausgestattet, wie es sich für ein aus Buchdruckerkreisen hervorgehendes Unternehmen geziemt.

Wie anziehend auch das Gebiet der Geschichte des rigaschen Buchgewerbes sein mochte, so hat doch bisher nur sehr selten jemand diese Bahn zu betreten versucht; in Betracht kommen eigentlich nur zwei hierauf bezügliche Arbeiten, diejenige Liborius

Bergmanns («Kurze Nachrichten von rigischen Buchdruckern überhaupt und den Stadtbuchdruckern insbesondere von der ältesten bis auf die jetzige Zeit». Riga, 1795) und eine in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts erschienene Abhandlung Wilhelm Stiedas. Zwar lieferten diese Schriften, wie der Verfasser mit Dank hervorhebt, treffliche Bausteine zu dem neuen Werke — das reichhaltigste und ergiebigste Material zur Bearbeitung dieses Capitels baltischer Culturgeschichte hat Buchholtz indessen sich selbst zu verschaffen gewusst. Was bisher über rigaer Drucker und Drucke bekannt geworden, ward von ihm auf das Genaueste verwerthet, aber wichtiger waren die noch nicht benutzten Quellen für die Aufhellung des Dunkels über bisher im Grunde nur sehr lückenhaft bekannte Zeiten und Personen. Die dem Verfasser eigene Findigkeit und gutes Glück haben ihn in zahlreichen Bibliotheken und Archiven, selbst in den verstaubten Folianten des rigaschen Stadtconsistoriums, wo sonst nur Angelegenheiten des Kirchen- und Schulwesens oder schlimme Ehesachen verhandelt werden, Funde machen lassen, die er aufs sorgfältigste für seine Zwecke auszunutzen bestrebt gewesen ist. So ist ein gründliches, umfassendes Buch entstanden, das zwar in einzelnen Lücken noch ergänzt und fortgesetzt, aber nicht mehr neu geschrieben zu werden braucht, ein sehr solider Unterbau, auf welchem sich dereinst vielleicht eine baltische Literargeschichte erheben könnte.

Spät genug ist die Kunst Gutenbergs zu uns gekommen. Andere deutsche Hansastädte hatten schon längst ihre stehenden Druckereien, in den benachbarten preussischen Landen war bereits 1512 die erste Druckerei, in Marienburg, errichtet, 1539 in Danzig die erste Officin eröffnet worden, welchem Beispiele Königsberg 1542 folgte — wir aber bezogen unsere Bücher noch ausschliesslich aus dem deutschen Reiche. Früher als manche Schwesterstadt hatte sich Riga zu Luthers Lehre bekannt und die Reformation des Kirchenwesens energisch durchgeführt, aber die für uns bestimmten Schriften des grossen Mannes, unsere Kirchenordnungen und Gesangbücher, unsere Rechtsbücher und politischen Kundgebungen mussten im Auslande, in Rostock und Lübeck, Pressburg und Köln, Antwerpen und Amsterdam gedruckt werden. Aus letzterer Stadt besitzt z. B. die rigasche Stadtbibliothek ein Unicum, ein auf Veranlassung des Erzbischofs Jasper Linde dort hergestelltes Brevier der rigaschen Kirchendiöcese, und zwar aus einem Jahre, 1513, aus welchem nicht allein kein anderer dortiger Druck bekannt

ist, sondern auch aus dem man überhaupt die Thätigkeit einer amsterdamer Druckerpresse bisher nicht vermuthet hat. Es ist dies eine Thatsache, die nicht allein Faulmann, dem Geschichtschreiber der Buchdruckerkunst, sondern auch dem verdienten Begründer des bibliographischen Museums in Leipzig, Klemm, dem eine erstaunliche Menge ältester Drucke zu sammeln vergönnt war, entgangen ist.

Das literarische Bedürfnis war auch bei uns früh erwacht, wie dies gelegentlich mitgetheilte Daten in unserem Urkundenbuch und anderen Quellen erweisen, und was im Reiche auf dem Gebiete der Wissenschaften Aufsehen erregte, hat bald auch hierher seinen Weg gefunden. Von hohem Interesse ist der in dem vorliegenden Buche geführte Nachweis, dass die erste Druckerei von Johannes Fust in Frankfurt a. M. in Riga und Reval Absatz für ihre Bibeln und Psalter gefunden hat, und dauernde Geschäftsbeziehungen zwischen diesen beiden Orten und einer der Hauptstätten der neuen Kunst bestanden haben. Vielleicht hat die verhältnismässig leichte und bequeme Art des Bezuges von Büchern zu der irrthümlichen Ansicht geführt, dass man bei uns auf dieses Werkzeug des Fortschrittes verzichten könne — auffallend bleibt es immer, dass keiner von den wandernden Druckergesellen, die Gutenbergs Erfindung in Italien und Spanien, Frankreich und ganz Deutschland heimisch machten, auch bei uns seine Werkstatt aufzuschlagen versucht hat. An mannigfachen Hindernissen ernstester Art, welche sich der Errichtung einer Druckerei in Livland entgegenstellten, konnte es freilich nicht fehlen: man denke nur an die inneren politischen Zerwürfnisse, die furchtbaren Kriege, den Untergang der livländischen Selbständigkeit. Erst unter polnischer Herrschaft fand sich in Riga der schaffensfreudige, energische Mann, welcher dafür sorgte, dass die erste Presse auf baltischem Boden in Bewegung kam.

Der Tüchtigsten einer, die jemals Glieder des nach vielhundertjährigem Bestehen unlängst zu Grabe getragenen rigaschen Rathes gewesen, war David Hilchen. Schon in jungen Jahren hochangesehen in seiner Vaterstadt, gewann er bald massgebenden Einfluss auf ihre Geschicke, und auf allen Gebieten des Gemeinwesens machte sich seine entschlossene Thatkraft geltend. Wie er das Consistorium reformirt und das Schulwesen eifrig gefördert hat, dessen gedenkt die Nachwelt mit der nämlichen Pietät wie seiner Verdienste um die Entwicklung des heimischen Rechts, woran die

Thatsache, dass Hilchen schliesslich in Acht und Bann gethan wurde, nichts zu ändern vermocht hat. Wer ein sogenannter «Feind seines Vaterlandes» ist, verstehen in der Regel die Zeitgenossen am wenigsten zu beurtheilen. Hilchen nun war es, der den Rath dazu vermochte, seine Zustimmung zur Berufung eines tüchtigen Buchdruckers nach Riga zu ertheilen, und der ein letzteren vor Schädigung durch Nachdruck schützendes Privilegium von der polnischen Krone erwirkte. Noch bevor dieser vom König Sigismund III. für Niclas Mollyn bestimmte Schutzbrief ausgefertigt worden, war der «ehrsame und kunstreiche» Mann, der die Reihe der rigaer Buchdrucker eröffnet, bereits in der livländischen Metropole (Frühling 1588) eingetroffen und hatte seine Thätigkeit mit der Drucklegung der rigaschen Kirchendienstordnung begonnen. Leider ist diese rigasche Incunabel nirgends mehr aufzutreiben, während eine ebenfalls aus dem ersten Jahre des Bestehens der Druckerei stammende lateinische Dichtung noch erhalten ist.

Von Mollyns früheren Lebensverhältnissen wissen wir so gut wie nichts; anzunehmen ist, dass unser Meister aus Norddeutschland stammte und dass er, wie sich dies aus einer Vergleichung seiner Drucke mit denen hervorragender Typographien des deutschen Mutterlandes ergibt, aus Wittenberg seine Lettern bezog, deren Beschaffung, wie überhaupt die gesammte Einrichtung der Druckerei ihm selbst überlassen blieb, wenn auch der Rath mitunter, wie z. B. im Juni 1598, durch seinen Vertreter am polnischen Hofe für den Ankauf eleganter Typen für gerade in Vorbereitung befindliche städtische Publicationen sorgen liess. Die ihm vom Rath ertheilte Bestallung verpflichtete Mollyn, einen tüchtigen, wohlgeübten Corrector anzustellen, der in lateinischer, hochdeutscher und sächsischer (niederdeutscher) Sprache erfahren sein sollte, die von der städtischen Obrigkeit, Kirche und Schule ausgehenden Drucksachen allen anderen Aufträgen vorangehen zu lassen und von allen städtischen Veröffentlichungen sechzig Exemplare unentgeltlich dem Rathe zur Verfügung zu stellen. Namentlich aber sollte er sich vor «aller Verfälschung, Ketzerei, Pasquillen und wie solche Exorbitantien Namen haben mögen» in Acht nehmen. Der Rath aber zahlte ihm hundert Thaler jährlich, befreite ihn von allen bürgerlichen Pflichten und Abgaben und gewährte dem Meister, da finanzieller Erfolg sein Streben nicht begleitete, freies Quartier, während andererseits im Interesse des Publicums eine Taxe mit dem Drucker

vereinbart wurde, die den Preis für das zum Verkauf gelangende Buch nach der Zahl der Druckbogen bestimmte. Für die Einbürgerung der Druckerpresse in Riga ist es bedeutsam gewesen, dass die erste Druckerei nicht ausschliesslich als ein gewerbliches Privatunternehmen angesehen wurde, sondern in Folge der vom Rathe ertheilten Vergünstigungen fast den Charakter eines öffentlichen Instituts erhielt und so von manchen Wechselfällen unabhängig gemacht wurde, denen ein reines Privatunternehmen immer ausgesetzt ist.

Eine weitere Erwerbsquelle wurde Mollyn dadurch geboten, dass ihm (ausser dem Buchbinder Hildebrand Gehtmann) die alleinige Concession zum Verkauf von Büchern ertheilt wurde. Nach dem bald erfolgenden Tode Gehtmanns befand sich das Buchhandelmonopol in Mollyns Händen. Welche Ansprüche man in Riga zu Ende des 16. Jahrhunderts an einen Buchladen stellte, ersieht man aus dem Verlangen des Rathes, die Handlung so einzurichten, dass ein jeder «darinnen sein Nothdurft an grossen und kleinen lateinischen und deutschen *tomis* und Büchern, Calendern, Bilden und gemalten Briefen würde haben können». Nur zur Zeit des Jahrmarkts sollten auch fremde Buchführer das Recht haben, innerhalb vierzehn Tagen ihre Sachen zu verkaufen. -- Mit Geschick wusste Mollyn seinen Büchervorrath zu vergrössern, er kaufte den Nachlass Gehtmanns an, und da er sich behufs grösserer Erwerbungen einmal nach Frankfurt a. M., das damals, wie heutzutage Leipzig, den Mittelpunkt des buchhändlerischen Geschäftslebens bildete, begeben wollte, gewährte ihm der rigasche Rath ein baares Darlehn von vierhundert Thalern.

Nicht geringe Schwierigkeiten erwuchsen dem privilegierten Buchhändler aus der Concurrenz der Buchbinder, die von altersher Kalender und Gesangbücher und was sich ihnen sonst gerade bot, verkauft hatten. Energisch verfolgte Mollyn diese Eingriffe in seine Rechte, wobei ihm der mächtige Schutz des Rathes nicht versagt blieb. Auch gegen den Nachdruck seiner Sachen konnte er sich mit um so grösserem Erfolge wehren, als ihm auch König Gustav Adolf, bald nach seinem Einzuge in Riga, das ausschliessliche Recht der Vervielfältigung und des Vertriebes seiner Verlagsartikel gewährleistete hatte.

Ueberblickt man Mollyns rigaer Thätigkeit, so ergibt sich in den Drucken des Meisters eine bemerkenswerthe Mannigfaltigkeit. Aus den achtunddreissig Jahren seines Wirkens sind uns

160 Sachen (90 kleinere und 70 grössere) bekannt geworden; in seiner Officin mag noch mehr gedruckt worden sein, was indessen den Sturm der Jahrhunderte nicht überdauert hat. Die noch erhaltenen Mollyniana sind sorgsam gehütete Schätze der Bibliotheken geworden; am zahlreichsten sind sie in Riga (Stadtbibliothek und Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde) und in der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg, wohin sie aus einstmaligem Holländerschen Besitz gelangt sind, vertreten; auch in anderen Büchersammlungen mögen sich einzelne Drucke finden, Referent hat z. B. in der königlichen Bibliothek in Berlin das Vorhandensein einer bei Mollyn 1619 gedruckten Samsonschen Cometenpredigt feststellen können.

Von den erwähnten 160 Drucken, deren sorgfältigste Verzeichnung einen nicht geringen Theil des vorliegenden Buches einnimmt, sind 117 in lateinischer, 40 in deutscher und 3 in lettischer Sprache verfasst. Es war damals noch die Zeit, in der das Lateinische die gemeinsame internationale Sprache in einem Sinne und in einer Ausdehnung bildete, wie z. B. das Französische eine solche Stellung nie für sich hat in Anspruch nehmen können. Das Latein behauptete noch seinen dominirenden Charakter als Sprache des Staates und der Höfe, der Diplomaten und der Kanzleien, der Gelehrten wie der Dichter.

Arend Buchholtz ist bei der Aussenseite, der correctesten bibliographischen Beschreibung der Drucke, nicht stehen geblieben, sondern hat auch berücksichtigt, dass die Anzahl und innere Beschaffenheit der Schriften für die Beurtheilung des derzeitigen Culturzustandes ein bedeutsames Moment bilden musste. Mustern wir die alten rigaer Drucke von diesem Gesichtspunkte aus, so erhalten wir Aufschlüsse über die kirchlichen und rechtlichen Verhältnisse, über den Zustand der Wissenschaften und des Unterrichtswesens, über den Geschmack jener Zeit an Büchern, die der Erbauung, Belehrung und Ergötzung dienten. Die Ideen, welche damals die Gemüther der Bürger und die Studien der Gelehrten am meisten in Anspruch nahmen, waren vorherrschend theologische und kirchliche, betrafen entweder den Kampf der Meinungen oder die Erbauung, durch welche man sich für diesen Kampf vorbereitete und stärkte. So sind denn auch die meisten der aus der Mollynschen Druckerei hervorgegangenen Schriften theologischen oder kirchlichen Inhalts. Namentlich Hermann Samson, der gefeierte rigasche Oberpastor und livländische Superintendent, sorgte eifrig

und fleissig für die Beschäftigung der Druckerei. Treffend hat schon C. A. Berkholtz in seiner dem Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes gewidmeten kirchenhistorischen Studie (Riga, 1856) Samsons Predigtweise, wie sie sich aus den bei Mollyn erschienenen Schriften ergibt, charakterisirt: «Es war damals eine harte Zeit: der Bürger ging in Harnisch und Pickelhaube, und draussen dröhnten die Karthaunen, und innen machinirte der Jesuit. Für sentimentale Gefühligkeit war kein Raum. Verstand und ruhige, unerschrockene, ausdauernde Kraft, die sich nicht so leicht verblüffen lässt, das waren die Elemente, die Samson vorfand und die er auch selbst in nicht geringem Masse in sich trug. Und das war es auch, was den Predigten Samsons Beifall und Eindruck muss verschafft haben. . . . Seine Predigten mögen heutzutage ungeniessbar sein, das thut aber ihrem Werthe, den sie gehabt haben, keinen Eintrag. Sie sind vielleicht geniessbarer, wenn man den «Kern der Nuss», wie Luther sagt, von der rauhen Schale zu lösen weiss, als manches Geschwätz nachfolgender Zeiten, das aller reellen Wahrheit baar, sich in den kläglichsten Trivialitäten erging.» Neben Comet- und Busspredigten hat er das erste rigasche Gesangbuch in hochdeutscher Sprache und vor allem einen stattlichen Folianten: «Himlische Schatzkammer», eine Sammlung von Predigten auf alle Sonn- und Festtage, herausgegeben, auf dessen Ausstattung Mollyn grosse Mühe verwandt hat. (Ein Facsimile des Titelblattes dieses Buches ist der Buchdruckergeschichte beigefügt.) Von den übrigen theologischen Schriftstellern ist noch Paul Oderborn, anfangs Oberpastor an St. Peter in Riga und hernach kurländischer Hofprediger und Superintendent, hervorzuheben. Auf juristischem Gebiete ist aus der Mollynschen Presse nichts Wichtiges hervorgegangen: neben dem umfangreichen Werke eines polnischen Juristen Verordnungen und Erlasse des Raths, von denen die Mehrzahl leider verloren gegangen ist. — Von den historischpolitischen Schriften, deren im Ganzen 14 erschienen sind, ist insbesondere die officielle Broschüre: «Von Eroberung der Hauptstadt Riga» zu erwähnen, die zur Abwehr der verleumderischen Anschuldigungen Radziwils (1622) bestimmt war. Die Philosophie und Pädagogik sind durch 15 Schriften (Schulgesetze, Schulreden, Lehrbücher und Cieglerus' «Welt-Spiegel», von dem drei lateinische, einige deutsche, eine schwedische und eine holländische Ausgabe existiren) vertreten. Mollyn hat ferner den ersten lettischen Druck im Lande selbst hergestellt. Das erste in lettischer Sprache edirte

Buch wurde 1586 bei Osterberger in Königsberg gedruckt; ein Wiederabdruck dieser «Psalmen und geistlichen Lieder» in «livländischer Pawrsprache» erschien auf «Anmuthung und Anbefehl» des rigaschen Rathes, «dem gemeinen Hausgesinde und Pawren zur Erbauung, Nutz und Frommen» 1615 bei Mollyn. — Nicht unerhebliche Einnahmen erwachsen der Druckerei aus der Herstellung von Gelegenheitschriften. Die heimischen Sänger begeisterten sich zu schönen Versen bei grossen Staatsactionen, Krönungs- und Siegesfesten, vor allem aber bei Familienereignissen. Schon früh war festgesetzt worden, welcher Rangklasse das Recht zustehe, ein Hochzeitsfest in ihrer Familie durch gedruckte Gedichte verherrlichen oder den Tod naher Angehöriger durch Trost- und Trauer gesänge feiern zu lassen. Aus dem Rechte wurde bald eine Sitte, aus der Sitte eine Pflicht. Mit der Anfertigung dieser anfangs nur in lateinischer Sprache abgefassten Gratulationen und Condolenzen wurden, wahrscheinlich gegen ein angemessenes Honorar, vorzugsweise Prediger und Lehrer betraut. Von den Hochzeitsgesängen, die Mollyn gedruckt, sind uns 46 Stück erhalten. Für eine anders geartete Zeit und für ein anders geartetes Geschlecht bestimmt, vermögen diese Dichtungen selbstverständlich heutzutage keinen Reiz auszuüben, immerhin vermag man aber auch jetzt noch aus ihnen Gewinn zu ziehen, da sie nicht unwesentliches Material zur rigaschen Familiengeschichte bieten. — Bahnbrechend hat Mollyn auch auf dem Gebiete der Almanache und Kalenderliteratur gewirkt. Sind auch die ersten, speciell für Livland bestimmten Almanache (wie H. Hildebrand aus einem Funde auf der upsalaer Universitätsbibliothek ermittelt hat) anscheinend bereits 1553 ausser Landes gedruckt worden, während beispielsweise für Hamburg sich erst aus dem Jahre 1562 ein eigener Kalender nachweisen lässt, so hat das Erscheinen in Riga angefertigter und «up den Meridian» dieser Stadt gestellten Kalender unter Mollyn seinen Anfang genommen. Aus den J.J. 1590, 1591 und 1592 liegen uns derartige rigasche Jahrbücher vor, doch leider nur in Bruchstücken, die nach und nach in alten Bücherumschlägen entdeckt wurden. Alles, was auch nach heutigen Begriffen von einem rechtschaffenen Kalendermann verlangt werden kann, findet sich dort sorgsam zusammengestellt. Die Astronomie erscheint in dem unvermeidlichen Bunde mit der Astrologie, und an Prognostica und Practica, welche ehedem zur Enthüllung der Zukunft dienen mussten, mangelt es nicht. Verhältnismässig recht lange Zeit schweigt dann die Geschichte über die Existenz rigascher

Kalender, denn erst aus dem Jahre 1679 lässt sich der nächste nachweisen. Der Grund dieses auffallenden Fehlens ist vielleicht in dem Umstande zu suchen, dass an anderen Orten wohnhafte Kalenderherausgeber ihre Werke auch unseren Verhältnissen anzupassen verstanden. Nicht unmöglich ist es aber, dass weitere glückliche Funde derartige Veröffentlichungen auch für die Zwischenzeit constatiren.

Eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit der äusseren Ausstattung der Drucke Mollyns: mit den Papier- und Schriftgattungen, die er zu verwenden pflegte, mit den mehr oder weniger kunstvollen Holzschnitten und Kupferstichen (unter denen die schöne Ansicht von Riga aus dem Jahre 1612, leider nur in einem unvollständigen Exemplar auf der rigaschen Stadtbibliothek erhalten, hervorgehoben zu werden verdient), die auf seine Anregung und unter seiner Mitwirkung entstanden sind, mit den Initialen und Randleisten, mit denen er seine Werke versah, mit der hohen Werthschätzung, die er soliden und geschmackvollen Einbänden beilegte, eine Werthschätzung, die heutzutage, in Folge des durch die Massenproduction des Geschmacklosen angerichteten Unheils, im Allgemeinen verloren gegangen ist. Aus diesen Capiteln über die alte Bücherornamentik wird auch so mancher Buchdrucker der Gegenwart, der allenfalls mechanisches Copiren liebt, aber Anregung zu eigener Thätigkeit unbequem findet, lernen können, von welchem künstlerischem Bewusstsein seine Vorgänger erfüllt waren.

Der Stammvater aller Buchdrucker in baltischen Landen starb 1625, ein Mann von Ausdauer und Hingebung und von zweifellosem technischen Geschick. Ihm folgte ein nicht minder geschickter Jünger der Kunst, der durch schnelle Aneignung und Einführung aller Verbesserungen der Typographie nicht geringe Erfolge aufzuweisen hatte. Wenige Jahre vor Mollyns Tode war Gerhard Schröder, angelockt durch die «Privilegia und Freiheiten», die der Buchdruckerei in Riga verliehen waren, aus Deutschland nach Riga gekommen, wo er die Zusicherung der Nachfolgerschaft Mollyns erhielt. Aber unter recht seltsamen Umständen verwirklichten sich seine Erwartungen. Eines Tages auf die Rathskanzlei beschieden, erfährt er dort, wohl zu seinem nicht geringen Erstaunen, dass er sein Ziel erreichen werde, wenn er — «sel. Mollyns Wittwe» heirathe! Zwei Bürgermeister und ein Rathsherr fungiren im löblichen Amte von Ehestiftern. Schröder erschrickt und erklärt, so schleunig könne er sein Jawort nicht geben. Die

Druckereiherrn reden ihm lebhaft zu. «Darauf ich» — so erzählt Schröder selbst — «in Gedanken gestanden und endlich gesaget: Weil Ew. Herrlichkeiten alle es denn so gerne sehen und mich dazu rathen, so will ich meinen Willen in Ew. Herrlichkeiten Willen stellen, nicht eins denkend oder meinend, dass ich mit diesen Worten fest wäre, aber wie sämmtliche Herren mir alsbald die Hand zureichten und Glück zu meiner Braut wünschten, musst' ichs annehmen und gedachte in meinem Sinn: hie kommst du unversehens an eine Braut, wiewohl es mir gar nicht gereuet und ich, Gott sei Dank, mit ihr wohl zufrieden bin.»

Schröder fand in der ihm überkommenen typographischen Einrichtung viel Veraltetes vor. Von vornherein war er bestrebt, den Fortschritten, die der Typendruck in Bezug auf Eleganz und Mannigfaltigkeit gemacht hatte, und den, entsprechend dem damaligen Standpunkte der neuen Kunst, gewachsenen Ansprüchen zu genügen. Mit Zuhilfenahme ansehnlicher Geldmittel wusste er sich bald neues Letternmaterial zu beschaffen, das sich aufs vortheilhafteste von dem bisherigen unterschied. Aber auch der Druck selbst, die bequeme und übersichtliche Anordnung der Schriften standen auf der Höhe der Zeit, wie sich dies aus einem Vergleich mit den Erzeugnissen zeitgenössischer Officinen Deutschlands ergiebt.

Für Riga hatte nach dem Uebergange der Herrschaft von Polen an Schweden eine neue Aera begonnen. Während, in Deutschland die Schrecken eines alles Leben verwüstenden Krieges wütheten, konnten sich hier Handel und Gewerbe unter der wohlwollenden Förderung der schwedischen Regierung und dem regen Gemeinsinn der Bürgerschaft auf das Erfreulichste entfalten. Nach schweren Bedrängnissen vermochte sich auch das geistige Leben zu grösserer Blüthe zu entwickeln, wozu die Stiftung eines städtischen Gymnasiums, das unbemittelten Theologen und Juristen die Universität ersetzten sollte, beitrug.

Auch unter den in der Schröderschen Typographie gedruckten Schriften nehmen die theologischen an Zahl den ersten Platz ein, aber es sind nicht mehr ausschliesslich für einen gelehrten Leserkreis bestimmte lateinische Bücher. Die deutsche Sprache wird nunmehr bevorzugt, und auch die lettische Literatur gewinnt grösseren Aufschwung: es erscheinen nicht nur von dem sehr rührigen kurländischen Hofprediger Marcellius bearbeitete Erbauungsbücher, sondern auch ein lettisches Wörterbuch und eine lettische Phraseologie und die für die Kenntnis des lettischen Volkes werth-

vollen Schriften Paul Einhorn's, die *Historia Lettica*, die Widerlegung der Abgötterei u. a. — Für den Schulunterricht war eine lange Reihe von Büchern berechnet: der Lehrer an der städtischen Jacobischule, Friedrich Wedemeyer, veröffentlicht das für den Religionsunterricht viel benutzte «Kinder-Examen» und ein wiederholt überarbeitetes Rigasches Rechenbuch, Andere lassen Abcbücher und Vocabularien, Grammatiken und Syntaxe, die Reden Ciceros &c. erscheinen. Auf die Theilnahme der gelehrten Kreise sind die vielen lateinischen Publicationen theologischen, philosophischen und juristischen Inhalts angewiesen, die in Form von Vorlesungen und Disputationen vom akademischen Gymnasium ausgehen. Mehr praktischen Zweck verfolgen die jetzt häufiger gedruckten Verordnungen des Rath's, und die Gelegenheitsliteratur ist mehr denn je in Blüthe.

Unter den Segnungen des Friedens wächst das Interesse an den neuen Erscheinungen des Büchermarktes. Schröder, auf den das Buchhandelsprivileg von Mollyn übergegangen war, zeigte sich eifrig bestrebt, seine Büchervorräthe mit dem Neuesten und Besten auszustatten. Die Schwierigkeiten, die ihm hierbei zur Zeit des dreissigjährigen Krieges erwachsen, schildert er selbst in einer Eingabe an den Rath (vom November 1649), wie folgt: «Wie ich denn in diesen langen schweren Kriegsjahren viel herrliche Materien in allen Facultäten mit grossen Unkosten, Convoi-Geldern, Reuterzehrungen und grosser Leibesgefahr (nachdem die Strassen und Passasien in Teutschland sehr unsicher gewesen) hereingeschaffet und ein solcher Laden eingerichtet, derer gleichen zuvor allhie nicht gewesen, auch in vielen Städten nicht zu finden; wie mir dessen theils Herren des Rath's, die aus Stockholm und anderen Städten kommen sein, Zeugniß geben werden, alles dieser guten Stadt und dem Gymnasio zum besten, womit ich nicht wenig in grossen Schulden mich vertieft, aber mit dieser Hoffnung mich getröstet, dass es von Jahren zu Jahren besser würde werden.» — Auf buchhändlerischem Gebiete fand Schröder nicht geringe Concurrrenz, einerseits von fremden Buchhändlern und andererseits von einheimischen Buchbindern. Aus ausländischen Centren des Buchhandels, Rostock und Lübeck, Frankfurt a. M. und Amsterdam, kamen alljährlich Agenten nach Riga, welche für ihre Büchervorräthe reichen Absatz fanden, und ebenso befassten sich Seiden- und Eisenkrämer mit dem Verkauf von Kalendern und Fibeln. Nach altem Brauch war es den fremden Buchhändlern gestattet, in der Jahrmarktszeit, vierzehn Tage lang, ihre Schriften zu ver-

kaufen. Diese Frist genügte ihnen aber nicht; theils offen, theils insgeheim suchten sie ihre Geschäfte auch über die festgesetzte Zeit hinaus zu betreiben. Mit gutem Erfolge führt Schröder den Kampf gegen diese Fremden, die den Einheimischen «das Brod für dem Maul weggraffen», durch, und eben so entschieden nimmt er die Fehde wider die Buchbinder auf, mit denen schon sein Vorgänger manchen Strauss auszufechten gehabt hatte. Die Buchbinder beanspruchten im Wesentlichen das Recht, gebundene Bücher allein verkaufen zu dürfen, während der Buchdrucker nur Schriften in rohem, ungebundenem Zustande und die aus dem Auslande bezogenen Bücher in von rigaschen Buchbindern hergestellten Einbänden verkaufen sollte; Schröder aber wollte allein berechtigt sein, einen Buchladen zu halten und klagte die Buchbinder an, den Schwerpunkt ihres Gewerbes wider alle Privilegien in den Buchhandel verlegen zu wollen. Jahre lang dauerten die unerquicklichen Streitigkeiten zwischen beiden Parteien, über die Arend Buchholtz berichtet: «Die Bitterkeit und Hartnäckigkeit, mit der sie einander in ihren Processschriften die gröbsten Dinge sagen und anthun, ist eine ganz aussergewöhnliche; es findet sich in ihnen eine Blütenlese gesuchter Schmähungen: die Buchbinder beschuldigen ihren Gegner der Hinterlistigkeit und Aufgeblasenheit, er habe aus ihnen, guten Deutschen, undeutsche Bauern gemacht, nennen ihn einen groben Bauern, trotzig, geizig und hinterlistig, der sie aus der Stadt vertreiben will, und hoffen, er werde seines grossen Hochmuths wegen auf dieser Welt nicht ungestraft bleiben. Gerhard Schröder übertrifft die Buchbinder noch in Erfindung von Bosheiten, wenn er von ihnen sagt, sie hätten so wenig Lust und Liebe zur Arbeit, dass sie nur nach ihrem Pläsir als die grossen Herren, wenn es ihnen beliebt, arbeiten wollen, «und nur nach grosser Buchhandelei ihnen das Maul stinket, da sie doch nicht dazu geschickt», oder wenn er sich darüber lustig macht, dass die Buchbinder Künstler sein wollen: «Fürs dritte geben die Buchbinder ihr hohes aufgeblasenes Herz hiermit noch mehr an Tag, weil sie nunmehr nicht Handwerker, sondern Künstler sein wollen, da doch ihr Handwerk, das Buchbinden, ein Handwerk gewesen, so lange Bücher in der Welt gebunden worden, und noch an allen Orten ein Handwerk und keine Kunst ist, es wäre denn, dass es zu Riga bei diesen Meistern und Buchbindern durch das Beschneiden in die Schrift oder durch das Vergulden aufm Schnitt, da der rothe Grund durchscheineth, oder durch das schief und unförmliche Binden der

Bücher eine Kunst hier wäre worden.» Wiederholt sucht der Rath den Streit zu schlichten, immer neue Beschwerden werden von beiden Seiten erhoben. Endlich wird der lange Hader dauernd beigelegt: am 17. Mai 1644 wird entschieden, dass der Buchdrucker den Nebenhandel, den er von Anfang an getrieben, beibehalten darf, und zwar ohne Einschränkung, dass die Buchbinder im Allgemeinen keinen freien Handel in offenen Läden treiben dürfen. Sie werden darauf hingewiesen, dass es ihnen zu ihrem eigenen Schaden gereichen würde, wenn aus einem oder zwei Buchläden fünf oder sechs entständen, und es wird ihnen gestattet, gewisse Sorten von Büchern auf eine gewisse Zeit aus ihren Häusern zu verkaufen, eine Bestimmung, die auch heute noch in dem Brauche fortlebt, dass der Buchbinder mit Kalendern und Gesangbüchern Handel treibt.

Schröder starb 1657, ein Jahr nach der furchtbaren Belagerung Rigas durch den Zaren Alexei Michailowitsch. Ein grosser Theil der Stadt war in Flammen aufgegangen, und den Schrecken des Krieges folgte die Pest. Schröders letzter Druck war die «Gründliche und wahrhaftige Relation von der Belagerung der Königlichen Statt Riga von dem grausamen Feinde, dem Moszcowiter». War auch der Angriff des Feindes glücklich abgewehrt worden, so sollten doch unter seinen Nachwirkungen Handel und Gewerbe noch lange leiden. Auch das Buchdruckereiwesen gerieth in Verfall. Nachdem kurze Zeit Albrecht Hakelmann und seine Erben, ohne städtische Buchdrucker zu sein, in Riga gedruckt hatten, erhielt Heinrich Bessemesser aus Oels die Bestallung als Stadtbuchdrucker und bald darauf auch ein königliches Privileg, das ihn aber in der Folge nicht vor Benachtheiligung zu schützen vermochte. Mit Mühe und Fleiss brachte Bessemesser die Buchdruckerei wieder in Ordnung, und wenn es ihm auch im Beginn seiner Thätigkeit recht schwer werden mochte, sich hier zu behaupten, so gelangte er doch später zu einigem Wohlstande. Das umfangreichste Werk seiner Typographie sind die mehr als 800 Seiten umfassenden «Sonn- u. Festtags-Betrachtungen» des rigaschen Bürgermeisters Melchior v. Fuchs, eines ehrenfesten Mannes, der in Bibel und Gesangbuch eben so bewandert war wie in Recht und Geschichte seines Vaterlandes. Eine lebendige Anschauung von dem Material, mit dem Bessemesser arbeitete, gewährt uns das nach seinem Tode aufgenommene Inventar der Druckerei und Schriftgiesserei, der ersten in Riga, das Buchholtz aus dem Archive des Waisengerichts

mittheilt, und auch die hier, wie an anderen Stellen des Werkes beigebrachten Notizen über Bücher- und Papierpreise sind von Interesse.

Acht Jahre vor Bessemessers Tode, im August 1675, schien der rigasche Stadtbuchdrucker um die Früchte seines Fleisses und seiner Arbeit gebracht werden zu sollen. Im Frühling des genannten Jahres hatte der rigasche Rath davon Kenntniss erhalten, dass der livländische Generalsuperintendent Dr. Johann Fischer auf dem Schlosse eine eigene Druckerei zu errichten gesonnen sei. Er solle, so hiess es, die Herausgabe einer neuen Bibelübersetzung planen, weil die Lutherische nicht genüge, und habe auch schon zweimal auf der Kanzel dessen gedacht, dass z. B. Judas sich nicht «erhenket, sondern nur geborsten wäre, worüber viele aus der Gemeinde einen Scrupul wegen der heil. Schrift bekommen». Zur Förderung dieses Zweckes wolle er sich vom Könige ein Privilegium für eine eigene Druckerei in Riga ertheilen lassen. Sofort werden vom Rath Versuche unternommen, die Ertheilung des Privilegiums zu vereiteln. Aber die den städtischen Vertretern in Stockholm empfohlene und von ihnen thatsächlich geübte «Wachsamkeit» war vergeblich, denn bald darauf ertheilte König Karl XI. dem von ihm ausserordentlich begünstigten livländischen Superintendenten das Recht, eine königliche Buchdruckerei, deren Beamte von allen bürgerlichen Pflichten befreit werden sollten, sowie eine Schriftgiesserei zu errichten. Aus dieser königlichen Druckerei, deren technische Leitung in den Händen Joh. Geo. Wilckens lag und die bis 1713 bestanden hat, ist u. a. die erste lettische Bibelübersetzung hervorgegangen.

Von den sechs Bewerbern um das durch den Tod Bessemessers erledigte Amt eines Stadtbuchdruckers wurde im Januar 1684 vom rigaschen Rath der aus Erfurt stammende Buchhändler Georg Matthias Nöller erwählt, in dessen Druck und Verlag das erste Zeitungsunternehmen im heutigen Sinne des Wortes erschien. Schon im Jahre 1632 hatte Jacob Becker, früher Buchdrucker in Dorpat, dann Buchhändler und zuletzt Reorganisator des livländischen Postwesens, die Herausgabe einer rigaschen Zeitung geplant; über die Stärke der Auflage und über andere Druckbedingungen war zwischen Becker und dem Buchdrucker Schröder bereits vor der rigaschen Kämmerei eine Vereinbarung getroffen worden, aber das Unternehmen kam in Riga nicht zu Stande. Erst fünfzig Jahre später, 1681, taucht ein ähnlicher Plan wieder auf. Das damals bei uns am meisten gelesene Blatt, die «Königsbergischen Avisen», wurde

von der schwedischen Regierung verboten, und man kam, um doch den Bürgern genaue und sichere Kunde von den Begebenheiten des Tages zu verschaffen, auf den Ausweg, ein eigenes Blatt zu begründen. Im Rath fanden längere Verhandlungen über dieses Project statt, man berieth, wem die Redaction, die Censur und der Druck des Blattes zu übertragen sei, stellte den Secretär des Generalgouverneurs Christoph Prescher mit einem Gehalt von 100 Thalern als Redacteur an, überwies vorsichtigerweise die Censur dem Generalgouvernement und beauftragte den Stadtbuchdrucker mit der Herstellung der Zeitung. Von 1681 ab bis zum Jahre 1710 erschienen die «Rigischen Novellen» zweimal wöchentlich in je vier zweiseitigen Seiten kleinen Quartformats. Leider hat sich von dieser ersten einheimischen Zeitung kein vollständiges Exemplar erhalten; nur die Jahrgänge 1697, 1706 und 1707 liegen complet vor, während von den übrigen Jahrgängen hie und da einzelne Nummern aufbewahrt werden. Nach dem Inhalt der «Novellen» gemessen, waren die Ansprüche unserer Väter an ihre Zeitung bescheiden. Man begnügte sich mit wenig Stoff, für den sensationelle Ereignisse in politisch interessanten Orten, wie Warschau und Dresden, Wien und Paris, London und Kopenhagen, sorgten; ausserordentlich rege mag aber die Theilnahme an den Berichten des Blattes über solche Actionen, wie z. B. die Schlacht auf der Spilwe, gewesen sein. Dürftigkeit in den vaterländischen Nachrichten macht sich auch schon damals bemerkbar, und wenn Buchholtz mittheilt, dass z. B. des Besuches des Zaren Peter im Frühjahr 1697 nicht mit einem Worte gedacht wird, so ist auch daran zu erinnern, dass man, von neueren Vorgängen abgesehen, z. B. im Jahrgang 1812 der «Rigaschen Stadtblätter» kein einziges Wort über den Brand der rigaschen Vorstädte findet. Der rigasche Journalist hat sich von Anbeginn ab an das gewöhnen müssen, was Mephisto in die Worte kleidet: «Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen.»

Unter den Schrecken der Belagerung stellten die «Novellen» im Februar 1710 ihr Erscheinen ein. Erst nach mehr als einem halben Jahrhundert begegnen wir einem neuen publicistischen Unternehmen, den «Rigischen Anzeigen», welche, unter völliger Ausschliessung politischer Nachrichten, obrigkeitliche und private Bekanntmachungen und später in einer unter dem Namen «Gelehrte Beiträge» erscheinenden und sich der Mitarbeiterschaft eines Herder erfreuenden Beilage geschichtliche, literarische, und naturwissen-

schaftliche Aufsätze brachte. Dieses Blatt ging 1852 in die «Livländische Gouvernements-Zeitung» über, während eine politische Zeitung erst von 1778 ab wieder zu erscheinen begann¹.

Kehren wir zu den Schicksalen der rigaschen Officin zurück, so sehen wir als Nachfolger des 1712 gestorbenen Nöller den aus Lübeck eingewanderten Samuel Lorenz Frölich als Stadtbuchdrucker fungiren. Keiner seiner Vorgänger hatte unter so schwierigen Verhältnissen sein Amt angetreten, wie Frölich sie vorfand. Krieg und Pest hatten die Stadt verödet; von den zur Pflege und Förderung des Bildungswesens vorzugsweise berufenen Predigern und Lehrern hatten nur wenige die Belagerung überlebt; das Gymnasium und das Lyceum waren eingegangen, die Domschule auf zwei Klassen eingeschränkt. War die Lage des Buchdruckers schon an und für sich eine traurige, so wurde sie noch mehr verschlimmert durch eine Massregel, die ihm einen grossen Theil seines Materials dauernd entzog. Zu Anfang des Jahres 1714 erhielt Frölich den Befehl, seinen Vorrath an lateinischen und deutschen Lettern einzupacken und nach St. Petersburg zu senden, wo sie bei der Einrichtung der Reichsdruckerei zur Verwendung kommen sollten. Zwar sollte er sein Eigenthum nach einigen Monaten zurückerhalten, aber, trotz vielfacher Suppliken, gelang es ihm weder zu dem Seinigen zu kommen, noch irgend welche Entschädigung zu erhalten. — Es galt, von Neuem den Anfang zu machen und bei seinem energischen Charakter vermochte es Frölich bald, sich über die erlittenen Verluste hinwegzusetzen. Auch an Conflicten, z. B. mit einer Macht, die sich damals zum ersten Male geltend machte, fehlte es nicht, indessen verstand er es, auch mit derartigen Dingen sich leidlich abzufinden. Die Mittheilungen des vorliegenden Buches lassen erkennen, dass Frölich eine rastlose, umfangreiche Thätigkeit entwickelt hat. Dieselbe Anerkennung kann seinem Sohne und Nachfolger, Gottlieb Christian, nicht gezollt werden. Die Druckerei geräth in Verfall, und als Buchhändler findet der jüngere Frölich in Johann Friedrich Hartknoch, dem ersten und einzigen Verleger grossen Stiles, den unsere Provinzen besessen, einen sehr ernsten Concurrenten. Den hohen Verdiensten, die sich Hartknoch um unser Culturleben erworben, hat bekanntlich Julius Eckardt in einem seiner Bücher ein Denkmal gesetzt, und auch Buchholtz wird der epochemachenden Wirksamkeit des in

¹ Ungern vermissen wir in dem Werke eine Zusammenstellung aller in Riga erschienenen Zeitungen und Zeitschriften.

grossem Masstabe arbeitenden Mannes durchaus gerecht. — So sehr hatten sich inzwischen die Zeiten geändert, dass Frölich sich die Errichtung einer zweiten Druckerei in Riga, die Georg Friedrich Keil begründete, gefallen lassen musste. Keils Druckerei ging 1804 in W. F. Häckers Hände über, während die eigentliche Stadtbuchdruckerei an Julius Conrad Daniel Müller gelangte. — In aller Kürze gedenkt der Verfasser noch der weiteren Entwicklung, welche die Kunst Gutenbergs bei uns genommen, etwas ausführlicher auf die Geschichte der Rigaschen Zeitung und die Thätigkeit der Druckerdynastien Müller und Häcker eingehend.

Unsere Aufgabe konnte es nicht sein, ins Einzelne der heimischen Buchdruckergeschichte einzugehen; wer dem interessanten Stoffe näher beikommen möchte, den verweisen wir auf das Buch selbst, das in seiner vorzüglichen Ausstattung ein klassischer Zeuge für die erfreuliche Leistungsfähigkeit der heimischen Typographie ist.

Es ist eine geistige Wanderung durch die Jahrhunderte, die wir an der Hand der Buchdruckergeschichte zurücklegen. Was uns heute als ein selbstverständliches Gut erscheint, musste unter Mühsal und Sorge geboren werden. Dankbar erinnern wir uns der Männer, welche mit Thatkraft und Unternehmungsggeist der Buchdruckerkunst hier den Boden geebnet haben. Noch ist der Höhepunkt freier Entwicklung nicht erreicht; dass er bald eintreten möge, wünschen wir von Herzen.

W.





Der Naturalismus in der Musik.

In allen Künsten spielt heutzutage der Naturalismus oder auch Pseudo-Realismus eine grosse Rolle, während er in der Philosophie wol für immer als überwundener Standpunkt gilt (als Materialismus, Sensualismus oder Empirismus). Sehr oft wird er für eine berechtigte Lebensäusserung unseres wesentlich naturwissenschaftlichen Zeitalters ausgegeben, und in der That findet er unter dem Aushängeschild des Realismus viel leichter Eingang, als wenn er in unverhüllter Nacktheit hervortritt. Eben deshalb aber muss er auf das Schärfste vom wirklichen Realismus unterschieden werden; denn dieser ist so lange berechtigt als Gegenpol zum Idealismus, als er gesund ist. Der Naturalismus ist nicht, wie der gesunde Realismus, das Herausarbeiten einer gereinigten Natur, sondern der Cultus der blossen Naturwirklichkeit, genauer der gemeinen Natürlichkeit, welche vom Hässlichen meist nur noch einen Schritt entfernt ist. Nun ist der Naturalismus in den bildenden Künsten und in der Poesie am greifbarsten, anschaulichsten, und um dieser leichteren Erkennbarkeit willen noch eher zu widerlegen; ungleich schwerer aber ist er zu fassen, wenn er in musikalische Formen sich kleidet. Wie will man einem Laien klar machen, dass in diesen luftigsten aller Kunstgebilde die Formlosigkeit zum Princip erhoben, gleichzeitig aber mit dem Inhalt einer materialistischen Weltanschauung erfüllt ist?

Allerdings geht der Naturalismus darauf aus, halb pessimistisch höhnend, halb sinnlich wühlend, die gemeine Wirklichkeit aufzuspiessen und sansculottistisch zur Schau zu tragen. Allerdings verlacht er die Mission der Kunst, die Menschen über die

Wirklichkeit zur Wahrheit, über die blosse oder gemeine Natur zu einer höheren, lebensvolleren, harmonischen Natur hinauszuhoben. Gleichwol erfreut er sich grosser Erfolge bei der Masse (welche freilich durch alle Stände hindurchgeht!), weil er dem natürlichen Menschen schmeichelt; er leistet unverhohlen dem landläufigen Wahn Vorschub, dass die Kunst nur um des Genusses willen da sei. Zur blossen Empfindungsschwelgerei aber ist auch ein ungebildeter, ein unsittlicher oder noch nicht sittlicher Mensch fähig! Der Naturalismus bestärkt die grosse Menge in dem hergebrachten Schlendrian, dass jeder beliebige Hinz oder Kunz seinen eigenen Geschmack haben dürfe und dass eine Beweisführung in Sachen der Kunstwissenschaft eine Unmöglichkeit sei. Geht da nun einmal ausnahmsweise ein Kritiker über die Tageskritik hinaus, welche nur zu oft in «Momentphotographien» arbeitet und arbeiten muss, gönnt er sich den Luxus, ein ästhetisches oder gar noch ein sittliches Gewissen an derselben Stelle zu besitzen, wo den Anderen ein Tohuwapohu entgegengähnt, so wird der sonderbare Schwärmer als eine vorsintflutliche Erscheinung angegriffen oder besser noch aus dem Kunstcirkus hinausbefördert.

Die Sache hat aber denn doch eine furchtbar ernste Seite. Die Kunst besitzt ja einen viel müheloseren Zugang zum Innersten des Menschen als die Religion oder Wissenschaft; auch fordert sie fast niemals eine persönliche sittliche Entscheidung, sondern nur eine im allgemeinen sittliche Geistesrichtung. Darum ist es für die Gesundheit oder die Erkrankung eines grossen Gemeinwesens von Wichtigkeit, ob seine Kunst der Ausdruck eines echten Idealismus oder Realismus oder der nächtliche Schattentanz des Ueberidealismus und Naturalismus ist. Letztere beiden verhalten sich nur logisch formal als Gegensätze; in der Wirklichkeit schlagen sie fortwährend in einander über. Nirgends kann der Naturalismus so sehr in Tricots und zugleich unverhüllt auftreten als in der Musik; unter der Maske bestechender Einzelformen, in dem bunten Fasching aller möglichen Trachten führt er die Narren am Gängelbände, welche in der Musik nur die Kunst des Salons sehen, gleichviel ob dieser Salon ein Concertsaal oder ein Tingeltangel ist. Die naturalistische Musik stürmt vorüber, wie eine wilde Jagd, ein Hexensabbath, oder im günstigsten Falle wie ein Engelsturz; dann wieder gaukelt sie einher wie ein Venusberg mit Jasminduft: jedenfalls aber stumpft sie auf die eine wie auf die andere Weise die Phantasie ab, entnervt den Willen, erlahmt das Denken, schläfert das

Gewissen ein. In der betäubenden Dämmerungswelt dieser tropischen Kunst wandelt der Mensch auf einem mit Blumen bedeckten Sumpfe und merkt es nicht; er hütet sich, physisch dem Trunke zu verfallen, aber ästhetisch sich narkotisiren zu lassen, hält er für erlaubt, um Vergessenheit aller Schmerzen schlürfen zu können.

Und warum ist denn dieser Naturalismus in der Musik so gefährlich? Weil nichts so dumm und so gemein ist, als dass es sich noch irgendwie musikalisch ausdrücken liesse. Keine Kunst vermag im Enthüllen zugleich so zu verhüllen, im Schwelgen so sehr den äusseren Anstand zu bewahren wie die Musik. Sie allein darf es wagen, das Verschwimmen von dunkeln Klangverbindungen für Tiefsinn, das Einherfluten von Ueberschwänglichkeiten für Erhabenheit, gespreizte Hohlheit für Hoheit, stark gewürzte Gemengsel für ein in sich geschlossenes Ganzes auszugeben. In keiner Kunst können die Grundgefühle des menschlichen Herzens so sehr in reinen und in unreinen Melodien in einander überschwanken wie in der Musik; die Entartung der Phantasie in Phantastik, der Gefühle in blosse Empfindungen, der ästhetisch reinen Sinnlichkeit in Lüsternheit, des Sinnvollen in Sinnlosigkeit findet in der Musik in so zahllosen Uebergängen statt, wie in keiner anderen Kunst.

Und wer leistet dieser innerlichen Verrohung der Musik Vorschub? Alle diejenigen Componisten, welche wol viel musikalischen Verstand, aber kein Herz, viel Esprit, aber nicht Geist und Seele haben. Sie bieten kalte, gemalte Glut in herrlichen Decorationen, aber keine lebenzeugende Lebenswärme; sie entlocken den ausserordentlich verbesserten und vermehrten heutigen Instrumenten alle nur möglichen Abstufungen der Tonstärke, damit diese mindestens virtuos malen, wo möglich reden sollen. Aber vor den edlen reinen Naturlauten, vor der rein musikalischen Sprache derselben haben sie eine gewisse Scheu; weil sie in den mittleren Tonlagen und Stärkegraden nicht genug zu sagen wissen, so flattern sie in den höchsten, wühlen sie in den tiefsten Tonlagen herum, springen über von mikroskopisch feinen zu nebelhornartigen Klängen.

An die Stelle von lebenskräftigen, einer organischen Entwicklung fähigen Themen treten irrlichterirende Motive, in der Geburt verendende Floskeln; brillante Contrapunktik soll die fehlende Klangsönheit, blosse Melodik die wirkliche Melodie ersetzen; die nur von den Nerven, anstatt vom Gemüth genährte Phantasie gebiert wol eine verschwenderische, in einem Farbenmeer sich ausbreitende Harmonik, erzeugt aber nicht eine gesunde Melodie

als das Abbild eines selbständigen Gefühls oder gar einer frei sich entwickelnden Persönlichkeit. Die Urfrage der heutigen Philosophie spielt eben auch in die Musik herein: ruhen der Gottesbegriff und das Persönlichkeitsprincip auf dem Begriffe der Freiheit, oder giebt es nur eine Masse, sei es des Allgeistes, sei es der Allnatur?

Nun will es wenig besagen, wenn eine gemein naturalistische oder greisenhaft blasirte oder nur gelehrte Musik in die Welt gesetzt wird: sie bringt eben ihren Todtenschein gleich mit und vegetirt wie eine Molluske eine Zeit lang unter dem Gewässer der Alltäglichkeit. Gefährlicher aber ist eine Musik, welche die Natur des Proteus oder des Chamäleons annehmen kann. Rastlos irrt sie in allen möglichen Tonarten herum, nirgends lässt sie in dem Oceangewoge des grossen Orchesters eine Insel der Seligen, d. h. eine wahrhaft schön und charakteristisch zugleich sich auslebende Melodie übrig; das Ohr wird vom Auge aus genährt, nicht aber als dem Auge ebenbürtiger Sinn behandelt, alle Zeichnung als fester, einen edlen Reichthum umschliessender Umriss zerfliesst, alle Linienschönheit verschwimmt in der ungeheuren Stofflichkeit einer bestrickenden Farbenwelt. Ausgeklügelte Künsteleien, eine endlos fortgehende Illustrirung und Decorirung, eine fortwährend auf das Schärfste herausgearbeitete Charakteristik kann nicht blos den Italienern als «philosophische Musik» erscheinen, sondern auch uns; man hört wol immer neue Anläufe zu einem organisch sich entwickelnden musikalischen Gestaltungsprocess, anstatt dessen aber brodeln nur ein Gährungsprocess: das soll Kraftgenialität, das soll die «sensationelle» Musik der nur von der «Actualität» befriedigten Menschen der Gegenwart sein!

Da überträgt man den Wagnerstil auf Musikformen, welche denselben durchaus nicht vertragen; da zerquält man sich in Compositionen, welche zwischen wirklichen Symphonien und symphonischen Dichtungen die Mitte halten, mit der Lösung — richtiger Lesung — von anscheinend Faustschen Problemen; da zerpfückt man selbst die einfache Form des Liedes in lauter Kleinmalerei: kurz, mit einem unendlichen Aufwand von musikalischen Phrasen predigt man das Evangelium von der allein seligmachenden modernen Musik. Und wie lautet dies? Die Musik soll dichten und denken aus dem Geiste der Poesie und der Malerei heraus, aber nicht aus ihrem ureigenen Genius. Die Musik darf poetisch, malerisch, philosophisch sein; sie darf sinnlich und unsinnlich gelehrt und zügellos, aber um des Himmels willen nicht musikalisch schön sein. Sie darf

klangreich, aber nicht klangschön, virtuos aber nicht künstlerisch sein, sie darf denken, aber um keinen Preis eigene Gedanken, wahrhaft musikalische Gedanken haben. Mit einem Worte: der Naturalismus macht die Musik zur Glanzleistung eines römischen Rhetors im Ciceronianischen Stil, anstatt dass sie einfach wahr und gross die Geschichte des menschlichen Herzens schreiben sollte wie einst Thucydides die Geschichte seiner Griechen schrieb.

Ich weiss sehr wohl, dass ein echter Realismus von diesem Naturalismus himmelweit verschieden ist, und ich trete für die Berechtigung eben dieses Realismus als des Gegenpoles des Idealismus in allen Künsten ein. Wo aber sind denn diejenigen Musiker und Musikdilettanten, welche einen gesunden Idealismus vom abstracten Spiritualismus, einen echt menschlichen naturwahren Realismus von dessen naturalistischer Entartung bestimmt unterscheiden können? Wie viele Musikliebhaber vermögen anzugeben, wo bei Bach der religiöse Realismus, wo der reine Idealismus und endlich ein spiritualistisches Element auftritt? Wie viele sind sich dessen klar bewusst, dass der religiöse Idealismus Mendelssohn im Verhältnis zum Bachschen etwas Abgeblasstes, einen Anflug von philosophischer Reflexion hat? Oder wie viele erkennen den Abstand des oft äusserlich malenden Realismus und des überfeinerten Idealismus der altromantischen Schule von dem durch und durch gesunden Realismus eines Mozart in seinen Meisteropern, dem fast menschlich-göttlichen Realidealismus eines Beethoven? So könnte ich fortfahren zu fragen; aber die Antwort würde immer wieder lauten: so wie die Werke der bildenden Kunst nach der Dogmatik der heutigen Schule nur dazu da sind, «angeschaut» zu werden, so hat auch das Musikhören keinen anderen Zweck, als «anzuhören», was «die Kunst» der neuesten und allerneuesten Gegenwart offenbart. Was willst du da mit deinen Gesetzen des Schönen? Wir modernsten Söhne des 19. Jahrhunderts sind uns selbst Gesetz; wir kennen nur eine Losung. Es lebe die Technik! Es lebe die Mache! Darum hinweg mit eurer Aesthetik, hinweg mit eurem veralteten Glauben an die Majestät des Gesetzes! Das ist Kantsche, Schillersche, Goethesche Marotte, überhaupt nur eine Philisterei der sogenannten klassischen Epoche in allen Künsten. Darüber sind wir Modernen erhaben: uns verschwindet Rafael vor Makart, Mozart vor Wagner, Rauch vor Begas, Schiller vor Bleibtreu; wir verschwenden alle Schätze der grossen Vergangenheit, bis — wir selbst verschwinden!

Es ist nur allzu menschlich, dass in unserem realistischen

Zeitalter auch die Directionsweise eine schärfere Ausprägung erfahren hat, als noch vor einem oder zwei Menschenaltern. Das wäre immerhin zu billigen, wenn nur nicht gerade hier die Versuchung sehr nahe läge, auf die schiefe Ebene eines schauspielerischen Naturalismus zu gerathen. Das Zeitalter der Naturwissenschaften und der sogenannten exacten Forschung hat ja die Tiefen des Himmels wie diejenigen des Meeres zum Sprechen gebracht, die Geschichte der ganzen Erde wie diejenige der ganzen Menschheit ist durch die moderne Wissenschaft in einer kaum geahnten Weise laut und beredt geworden für uns, so dass nun der moderne Mensch sich sträubt, der Musik das Vorrecht des Unausprechlichen zu lassen. Auch sie soll zur «Sprache» werden; sie soll aufhören, abstract geheimnisvolle Symbolik zu sein, aufhören, die Weltsprache der Menschheit zu reden. Da muss sie denn möglichst «deutsch» sich ausdrücken; denn nicht seelenvolle Klarheit, sondern verstandeshelle Deutlichkeit ist ja das Bedürfnis des heutigen Menschen. Die Unberechenbarkeit der Actie erträgt er noch, aber die rein geistige Welt der Töne soll möglichst berechenbar und erklärbar werden. Da er sich das nicht selbst leisten kann, so hält er sich am liebsten an solche Dirigenten, welche ihm sichtbar durch die Art ihres Dirigirens und hörbar durch möglichstes Hervorheben von einzelnen Stellen eine Art von Commentar während einer Aufführung geben. Was er dann «abgestempelt» besitzt, kann er getrost nach Hause tragen! Er achtet es nicht, dass er fast ununterbrochen in Willkürlichkeiten umgeworfen wird: an die Stelle des einheitlichen, lichtvollen Flusses der Musik tritt ein zuchtlos wechselndes Tempo, ein Zerstückeln des Tonbildes in lauter vereinzelte Phrasen und Drücker, ein aufdringliches Zögern und Beschleunigen, Verstärken und Abschwächen. Dies alles wirkt zwar erregend und ermüdend zugleich; aber der gebildete Musikphilister freut sich kindlich der Erkenntnis, wie er in dieses Verjüngungsbad als ein altes Weib hineingegangen und nun als weissgewaschene Jungfrau wieder herauskommt. Es kümmert ihn nicht, ob der Capellmeister als ein Künstler oder als ein Schauspieler (besser Regisseur) dirigirt. Dass man eine Symphonie und dergleichen nicht dirigiren darf wie eine Oper, dass man ein Orchester nicht spielen soll wie einen Concertflügel, dass man in der öffentlichen Aufführung nicht die ganze Arbeit der Proben noch einmal als Wandeldecoration vorführen soll: davon hat die grosse Menge der Hörer keine Ahnung! So wie viele heutige Kunstgelehrte fast allein

auf das Werden, die Entstehung und allerhand Aeusserlichkeiten eines Bildes Werth legen, nicht aber auf die ästhetische Durchdringung des fertigen Gemäldes: so gewährt es auch solchen Dirigenten und deren Zuschauern einen eigenthümlichen Reiz, in der Symphoniewerkstatt eines Beethoven das Kunstwerk noch einmal herauszumodelliren. Wenn dann nach einer solchen Jagd auf Effecte das Hallali der Clique und Claque ertönt, so merkt der enthusiasmirte Musikphilister gar nicht, dass solche Uebermeisterung der grossen Meister nur die alte Geschichte vom Zauberlehrling ist: derjenige, welcher der Musik die äusserste Sprachgewandtheit abzwingen will, muss schliesslich selbst die Paprika überpfeffern und — eine «Rede halten»!

Ich bin durchaus nicht in Gefahr, die Bedeutung eines Dirigenten zu unterschätzen. Ich weiss, dass oft ein Schauspieler eine Rolle viel besser zur Geltung bringen kann, als der Dichter selbst; man erinnere sich an Schiller, welcher mit der Vorlesung seines Fiesko-Manuscripts Fiasko machte, bis ein Schauspieler es durch erneuten Vortrag rettete. Ich weiss, dass grosse Charaktere, wie Hamlet, Mephisto, Wallenstein &c., gar nicht durch einen einzigen Typus als einen schlechthin mustergiltigen zur Darstellung gebracht werden können, sondern dass hier verschiedenartige schauspielerische Typen sich gegenseitig ergänzen müssen. Ich weiss endlich auch, dass ein Werk der bildenden Kunst von einem kunstgeschichtlich gebildeten, phantasievollen und sprachgewandten Aesthetiker unter Umständen tiefer erfasst werden kann, als von dem grossen Tross der Künstler-Handwerker. Demnach bin ich von vornherein überzeugt, dass ein Hans v. Bülow besser dirigirt, als ein Brahms oder gar Beethoven; ich räume ein, dass er vieles finden und zur Geltung bringen kann, was dem grossen Haufen der Musiker und Musikdilettanten entgeht. Nur soll er nicht Beethoven besser verstehen wollen, als dieser sich selbst verstanden hat (in seinen Vortragszeichen); er soll nicht an Stelle eines schönen crystallinen Flusses der Musik lauter einzelne Crystalle und Perlen bieten; er soll die formale und materiale Einheit des Ganzen nicht zersprengen durch das allzu aufdringliche Herausarbeiten der Theile; er soll mit einem Worte nicht vor den Ohren und Augen des Hörers das Ganze aufbauen aus den Theilen, sondern er soll den allbeherrschenden Geist des Ganzen in erster Linie zur Geltung bringen. Trotz der geistvollsten (nicht etwa nur geistreichsten!) Charakterisirung von Einzelheiten muss doch

die specifisch musikalische Schönheit des Ganzen resp. der Haupttheile die Hauptsache bleiben. Das hat Hans v. Bülow in der That geleistet, als er noch die lebendige Musikseele eines kleineren Orchesters war; wenn er aber als concertreisender Virtuos fortwährend sich abhetzen muss mit dem Einstudiren von verschiedenen grossen Orchestern, so geräth er in Gefahr, die Werke der klassischen Schule ebenso dirigiren zu wollen, wie diejenigen der neuromantischen. Das aber ist ein Grundirrthum vieler modernsten Dirigenten. Die Eigenthümlichkeit v. Bülows ist wie geschaffen für das seelenlose Universalinstrument der Neuzeit, für den Flügel; da kann er nicht blos, da muss er durch sein Spiel, durch seine Interpretation an das Licht bringen, was das Klavier eben vermöge seiner ganzen Natur nicht zu sagen vermag. In dem grossen Orchester aber hat jedes Instrument seine eigene Seele, redet seine eigene Sprache; will man sie darum mit demselben Kraftaufwand behandeln wie das Klavier, so tritt an die Stelle des Seelischen das Nervöse. Hans v. Bülow ist seiner ganzen Anlage nach ein Aristokrat von reinstem Wasser, und einer Aristokratie des Geistes vermag er Vollendetes zu bieten, wenn er sich nur von seinem guten Genius leiten lässt. Im Grunde seines Herzens verachtet er wahrscheinlich jene Massen, welche nur als Geschäftsobjecte brauchbar sind; er lächelt über das grosse Kind, genannt Publicum, welches sich möglichst viele blitzende Steinchen umhängen lässt, dabei aber nicht einen einzigen falschen Stein von einem echten zu unterscheiden weiss. Er ist auf dem besten Wege, sich in Amerika das Schicksal Dawisons zu holen, und manchmal mag er schmerzlich des Wortes eingedenk sein: die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los.

Nun aber stehen wir vor der Frage: welche Factoren haben in der heutigen Musikwelt das Umsichgreifen des Naturalismus verschuldet? Ich antworte: zunächst die Richtung der ganzen Zeit. In der gesammten Kunst, nicht blos in der Musik, herrscht einseitig der Realismus; seiner selbst überdrüssig, experimentirt er jetzt in dem von auswärts eingeführten Naturalismus herum. Durch alle Wissenschaften geht noch immer eine Ueberschätzung des Experiments und der sogenannten exacten Forschung; schöpferische Geister, welche die höchsten Gedanken im Zusammenhang durchzudenken fähig sind, kann man mit der Laterne suchen; immer heftiger tobt der Kampf um die letzten Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts. Unsere Nachkommen müssen das

Problem lösen, wie zu der Jahrhunderte lang überwiegend formal geübten Gymnastik des Geistes eine Erfüllung der jugendlichen Seelen mit dem Gehalt der Neuzeit treten kann. So wie die Vertreter des modernsten Realismus in der Poesie nicht fähig sind, nach ihrem Recept auch nur einen einzigen Vers der Goetheschen Lyrik zu Stande zu bringen; wie die Realisten und Naturalisten in der heutigen Malerei kein wahrhaft schönes Gemälde, keine formvollendeten Menschen mehr zu Stande bringen: so auch schiebt man in der Musik die alten Formen als ausgelebt bei Seite, weil man keine Kraft hat, sie mit neuem Gehalt zu erfüllen.

Während der gesunde Idealismus und Realismus ringen mit ihrem Stoff in heissem Bemühen und nicht bei dem Genuss des blossen Phantasieschaffens stehen bleiben; während beide Richtungen mit Selbstverleugnung alles Unwesentliche ausscheiden vom Wesentlichen und ihre Ehre darein setzen, selbst den gewaltigsten Stoff dem Gesetz der Form unterthan zu machen, so ist der Naturalismus nicht wählerisch in seinen Stoffen und plagt sich nicht ab mit der künstlerisch durchgearbeiteten, wiedergeborenen Form. Und doch ist die Beherrschung der Kunsttechnik noch nicht die Kunst selbst; sondern da, wo die Arbeit des Machens aufhört, fängt die Wonne des Schaffens erst an.

Dieses Hervordrängen von lauter Einzelheiten in der naturalistischen Kunst erinnert lebhaft an die vergötterte Lehre vom Kampf ums Dasein, in welchem das Recht des Stärkeren entscheide. Nun müssen wir auf dem Gebiete der Religion und Sittlichkeit schliesslich jedem Einzelnen anheimstellen, ob er sich für einen Menschen mit einem Gewissen, bestimmt zur Freiheit und zur Liebe der Ideale, halten will, oder für einen virtuos gezüchteten Affen. Innerhalb der Kunst aber weisen wir alle Willkür von Einzelnen und Einzelheiten zurück, denn in ihr beruht aller wahre Fortschritt und aller reine Genuss nur in der Beugung vor dem Gesetz. Nur durch die Nothwendigkeit geht der Weg zur Freiheit, nicht umgekehrt!

Ein zweiter Grund, weshalb aus slavischen und romanischen Völkern die Hochflut des Naturalismus uns überschwemmen konnte, ist der Zustand der heutigen Kritik.

Der dritte Grund endlich, aus welchem in der ganzen heutigen Kunst der Naturalismus so viel Boden gewinnen konnte, liegt in der erschreckend mangelhaften ästhetischen Bildung unseres Publicums. Dasselbe würde viel unabhängiger von der Kritik sein,

wenn es in Bezug auf Urtheilsfähigkeit mehr auf eigenen Füßen stehen könnte. Ich weiss, dass es auch jetzt noch hiervon Ausnahmen giebt. Es ist möglich, dass in manchen kleineren Städten sich mehr wahre Bildung und Förderung der Cultur vereinigt als in mancher grossen und reichen Handelsstadt, deren Selbstgenügsamkeit eben so gross, als ihre Selbstgenügsamkeit klein ist. Es giebt noch immer Städte, in denen seit Menschenaltern durch ganze Familien hindurch ein echter Musiksinn fortgeerbt ist, Städte, in denen das Publicum der vornehmsten Concertinstitute wirklich urtheilsfähig ist, Oasen, welche die Raubritter der heutigen Reclame noch nicht haben verwüsten können. Im Allgemeinen aber muss ich denn doch daran festhalten, dass unsere ästhetische Bildung in Poesie wie in Musik eine mangelhaftere ist als zu den Zeiten unserer Väter. Es ist mir hinlänglich bekannt, wie auch in die Kunstpflege vergangener Geschlechter sich Menschlichkeiten einmischten. Wir Modernen und Modernsten aber sind trotz unseres viel grösseren Reichthums auf allen Gebieten, trotz unserer gewaltigen Fortschritte doch arm an jenem selbstlosen Idealismus, an jener Einfachheit und Innerlichkeit, an jenem Sicheinleben und Miterleben, wozu unsere Väter allerdings mehr Zeit, aber auch mehr Kraft und guten Willen hatten als wir. Was können wir thun, um uns das Gute unserer Väter anzueignen, ohne in ihre Schwächen zu verfallen?

Ich antworte hierauf: wir bedürfen eines Gegengewichts gegen den einseitig sich verfestigenden, siegestrunkenen Realismus unserer Tage, vor allem aber gegen dessen Zerrbild, den frechen Naturalismus. Auch die bedeutend verbesserte Methodik der Schulen zwingt es nicht, denn gar zu leicht bettet sich auf ihr ein bürokratischer Amtsfanatismus: es muss unserem Volke eine wesentlich ideale Geistesnahrung gereicht werden, und diese ist zu holen aus nationalem Boden.

Ohne nun irgendwie die ästhetische Erziehung in den Vordergrund drängen und von ihr alles Heil der Zukunft hoffen zu wollen, muss ich doch sagen, dass neben der literargeschichtlichen, kunstgeschichtlichen und technischen Behandlung der einzelnen Künste auch eine vorsichtig abwägende, aber geist- und gemüthvolle ästhetische Erschliessung der Kunstschatze stattzufinden hat.

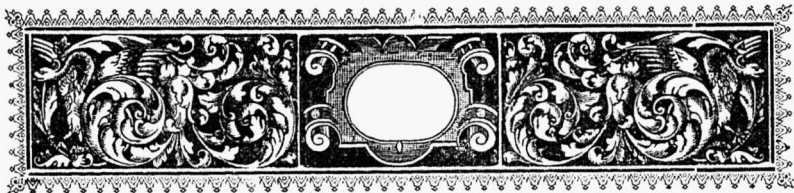
Allerdings werden selbst die Sprachgewandtesten das Beste noch mehr fühlen als sagen können, aber es lässt sich durch Vergleichung des ausgereift Schönen mit dem werdenden oder ent-

artenden schon Erfreuliches erreichen. Es muss doch wenigstens so viel möglich sein, dass ein auf allen Stufen methodisch geordnetes und pädagogisch gehandhabtes Hereinziehen des ästhetischen Elements in den Unterricht die spätere ästhetische Selbsterziehung ermöglicht. Der Umstand, dass die Erklärung gerade der werthvollsten Kunstwerke niemals erschöpfend sein kann, darf uns nicht zurückschrecken: es ist eben der Vorzug der idealen Welt der Kunst, dass alle umschreibenden Worte als unzureichend empfunden werden.

Jedenfalls schwebt die so wünschenswerthe musikästhetische Bildung ohne die allgemein-ästhetische Bildung in der Luft. Nun aber besitzen wir in der neueren musikwissenschaftlichen Literatur denn doch eine Reihe von achtungswerthen Leistungen, an denen Musiker und Musikdilettanten wenigstens lernen können, wie sie es selbst zu machen haben. Den Fachmusikern im engsten Sinne des Wortes könnte man den Mangel an ästhetischer Bildung noch am ersten verzeihen, denn sie haben mit dem Erlernen der heutigen Technik ohnehin schon genug zu thun. Wenn aber die Musiklehrer des besseren Mittelstandes und der höheren Kreise, wenn Dirigenten und Sänger der grösseren Theater, wenn endlich das Publicum der höheren Concerte diese musikästhetische Bildung nicht hat, so erwächst für diese aus solchem Mangel allerdings ein ernster Vorwurf. Ich weiss genau aus Erfahrung, wie ungemein der Musikunterricht durch diejenigen Zuthaten gehoben werden kann, welche alle irgendwie die Aesthetik zum Hintergrunde haben. Wenn es besonderer Beispiele aus der Geschichte bedarf, so erinnere ich nur an die Wendung, welche die Aufführung von Beethovens Neunter durch Richard Wagners geniale Interpretation in Dresden nahm (1846); an Otto Jahns Mozartbiographie, an Chrysanders Händelbiographie, an Robert Schumanns Schriften &c. An Material fehlt es nicht hüben und drüben; wol aber an gutem Willen, sich und Andere musikästhetisch zu bilden. Lernt man schon in jeder anderen Kunst die ästhetischen Momente nur am sichtbaren Beispiel, so erst recht in der Musik am hörbaren: alle Musikästhetik muss vorzugsweise im Musikunterricht fruchtbar gemacht werden. Der Naturalismus in der Musik kann nur durch eine ästhetische Bildung überwunden werden, welche den gesunden Idealismus und Realismus zu erkennen und zu lieben vermag.

Gustav Portig.





Notizen.

Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Estländischen Literarischen Gesellschaft. Bd. IV, Heft 1. 1887. Heft 2. 1889. Reval. Franz Kluge.

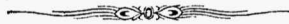
Die Estländische Literarische Gesellschaft vereinigt in sich die verschiedenartigsten wissenschaftlichen Bestrebungen. Da kommen Themata aus der Naturkunde ebenso zur Verhandlung, wie Untersuchungen über Technisches, Philologisches und Historisches. Da die «Beiträge» meist Aufsätze bringen, die in den Sitzungen der Gesellschaft vorgetragen worden sind, so ist der Inhalt in der Regel für ein grösseres Lesepublicum berechnet, nicht blos für die Historiker. Diese Eigenschaft verleiht den «Beiträgen» ein leichter verständliches und eleganteres Gepräge, als unsere übrigen historischen und archäologischen Publicationen es besitzen. Man weiss ja, dass die geschichtliche Abtheilung der Gesellschaft sich keineswegs auf diese, weitere Kreise anlockende Thätigkeit beschränkt — die grossen Quelleneditionen Schirrens und Biemanns, zuletzt Arbusows Wittschopbuch sind rühmliche Zeugnisse ihrer streng wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit — aber gerade durch Erweckung allgemeineren Interesses für die Landesgeschichte verdient die genannte revaler Zeitschrift Anerkennung und Vorzug. Uebrigens läuft auch in der Reihe der «Beiträge» bisweilen ein Heft mit krausem Material aus dem «Staub der Archive» unter, so z. B. das erste Heft des vierten Bandes, welches höchst werthvolle, unbekannte, zum Theil ungeahnte Quellen publicirt. Sie sind von dem früheren Stadtarchivar, jetzigen Staatsarchivar in Berlin Dr. Th. Schieman dem revaler Urkundenschatze entnommen und beziehen sich auf die Schul- und Reformationsgeschichte.

Den letzten Aufsatz dieses Heftes bildet «Die schwedische Güterreduction» von Eugen von Nottbeck. Ein Auszug aus dem Gesuch der livländischen Ritterschaft vom Jahre 1692 an den König Carl XI. (S. 91, Anm. 7) möge hier seinen Platz finden. Was haben nicht unsere Vorfahren unter schwedischer Herrschaft leiden müssen! . . . «Die Noth und das Elend unseres armen Vaterlandes ist so gross, dass wir uns schämen, unseren Zustand zu erzählen, ja mit nichts als Thränen und Trauern uns trösten mögen, wann wir spüren, dass nunmehr auch die Benachbarte uns mit Bestürzung anschauen. . . . Unser Elend, allergnädigster König, erwächst daraus, dass wir allhier nicht allein beharrlich unsers auf guter Treue und Glauben gar onerose durch Geld, getreue Dienste, Blut und Leben erworbenen Eigenthumes entsetzet, aus dem Wohlstande in die Extremität der bittern Armuth gestürzet worden, sondern es wird auch dadurch vermehret, dass man uns . . . alle Mobilien wegnimmt. . . . So müssen wir mit Thränen und nicht ohne heftige Gemüthsbewegung nachsehen, welcher Gestalt einer nach dem andern aus seinem Vaterlande, darin er und seine Vorfahren von vielen Saeculis her in Ehren und Wohlstande gesessen, sich wegzubegeben und die benachbarte Grenzen um Sicherheit und Unterhalt seines Lebens mit Weib und Kindern zu suchen gemüssiget wird. . . . Desgleichen müssen wir mit Schmerzen hören, dass unser Elend manchen unbedachtsamen Menschen ein Liedlein in seinen Zusammenkünften sein muss und man sich nicht scheuet öffentlich zu sagen, dass in 10 Jahren kein Deutscher mehr in diesem Lande sein werde, wie denn mit solchen unartigen Drohungen nunmehr auch soweit mit den Dörptschen Universitäts-Professoren es gediehen, dass sie . . . gar nachdenkliche Vorschläge machen, uns aus selbiger Academie . . . Leute anderer Nation und Sprache in's künftige über das ganze Land in's Predigtamt nach der Hand aufzudringen . . . so dass . . . unser Vaterland fast ein Ekel werden muss. . . . Ja wir können . . . versichern, dass, wenn uns der höchste Gott die Wahl hätte heimstellen wollen, entweder schwere Kriege oder diese trübseelige Zeiten zu ertragen, wir . . . nicht wissen, ob wir nicht jene vor diese zu erwählen würden Ursache gehabt haben . . . »

In dem 2. Heft desselben Bandes steht an der Spitze ein Aufsatz zur Gewerbegeschichte Revels von Wilh. Stieda in Rostock unter dem Titel: «Einige Actenstücke zur Geschichte des Reveler Gewerbewesens im 16. Jahrhundert». Darauf folgt eine Studie über «Die Landrathsgüter Kuimetz, Kai und Nappel in den

Jahren 1660 bis 1684» von Ferd. v. Samson. Gestützt auf im Archiv des Oberlandgerichts befindliche Wackenbücher und einige andere hingehörige Acten aus dem 17. und 18. Jahrhundert zeigt der Verfasser, wie die Leistungen der Bauern, die Erträge ihrer Arbeit und ihre Abgaben in älterer Zeit sich gestalteten. Auch andere agrarische Fragen werden gestreift, die übrigens nicht alle beantwortet werden konnten. Dem schliessen sich «Publicationen aus dem Revaler Stadtarchiv» von Gotthard v. Hansen an, ohne dass man sagen könnte, welchem Plan der Herausgeber bei seiner Arbeit gefolgt ist. Warum wird z. B. auf 3¼ Seiten «das Antwortschreiben Joans des Grausamen auf die von Valentin Hahn, Melchior Grothusen und Johannes Fricke überbrachte Botschaft des Ordensmeisters (1557)» abgedruckt ohne Bemerkung darüber, dass Bienemann in seinen «Briefen und Urkunden zur Geschichte Livlands in den Jahren 1558—62» (V, 457), also an einer leicht zugänglichen Stelle, dasselbe Actenstück schon vor 14 Jahren veröffentlicht hat¹. Zu bedauern ist meines Erachtens, dass die Ablassbriefe nicht *in extenso* wiedergegeben sind. Besonders der «römische Ablass» vom Jahre 1516, der sich auf das Stift Dorpat bezieht, wäre aus nahe liegenden Gründen für den Historiker interessant gewesen. Um so dankbarer können wir für die Mittheilung der zwei Dichtungen aus dem 16. Jahrhundert sein, deren eine den letzten livländischen Bürgerkrieg behandelt, den der Orden gegen den rigaschen Erzbischof Wilhelm v. Brandenburg führte, während die andere eine Ermahnung an die Stadt Riga enthält, im Kampf zwischen Sigismund III. und Karl IX. dem Polenkönige treu zu bleiben. Die letzten beiden Arbeiten: «Archangel als Handelsconcurrentin Revals im 17. Jahrhundert» und «der Tod Hans von Scharenbergs» haben W. Greiffenhagen zum Verfasser und führen uns interessante Abschnitte aus der Handels- und Rechtsgeschichte Revals vor.

Glückwunschadressen der Gesellschaft an Graf Alex. Keyserling und den W. Geheimrath Georg v. Brevern und endlich die Jahresberichte für 1886—88 bilden den Beschluss des Heftes, dessen anregenden Inhalt Referent hier nur andeuten konnte. Hoffentlich wird die Zeitschrift viel gekauft und viel gelesen. J. G.



¹ Es hätte wenigstens die richtige Ergänzung zu den dort nur nach Vermuthung hergestellten Schlussworten hervorgehoben werden können.

Herausgeber: R. Weiss.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.